Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 5 (1934)

Artikel: Der Römerstein
Autor: Hefti-Gysi, Mathias
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-917764

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER RÖMERSTEIN

Von MATHIAS HEFTI-GYSI.

Wer etwa an einem schönen, hell glänzenden Sommersonntag aus den Mauern unseres Städtchens hinauspilgert, um sich in der waldgrünen und liebreichen Umgebung zu ergehen, wird gerne, besonders wenn Kinder ihn begleiten, den Weg nach dem hellen und heitern Lindwald einschlagen. Er mag es dann auch nicht unterlassen, gleich nach dem Waldeintritt den Weg nach rechts zu verfolgen, der bald, schon nach einigen hundert Schritten, den Sonntagsausflügler zu einer gewaltigen, aus großen, viergekanteten Felsblöcken zusammengefügten Steingruppe, führt. Es ist das der Römerstein, so benannt nach dem gar stolzen, eroberungshungrigen Volke, welches vor grauen, wild bewegten Zeiten aus dem heißen Süden gezogen kam und mitten durch die dräuenden Schrecken der Alpen bis weit in den kühlen Norden vorbrach.

Auf einem sommerlich versonnten Waldplatze, der freundlich und ruhsam zu still verträumter Rast einladet, liegt die merkwürdige Blockgruppe. Ein Kranz junger, frischgrüner Buchen umhegt die eigenartige Waldidylle. Das Dunkel aufstrebender Tannen und kräftiger Eichen beschattet das merkwürdige Zeugnis einer Längstvergangenheit. Moose und Flechten überdecken als lebende Patina die uralten Steine.

Der Waldgänger, der erstmals auf seiner Wanderung durch Buchengrün und Waldpoesie plötzlich auf lieblich einsamem Waldplatze den gewaltigen Steinkoloß erblickt, wird verwundert, wenn nicht gar erschrocken in seinem Laufe innehalten und aus respektvoller Distanz den trutzigen Gesellen bestaunen.

Im sagenflüsternden Raunen und Rauschen des Waldes wird der Geist leicht zu lebhafterer Bewegung und zur Gestaltung von mancherlei absonderlichen Bildungen seiner unerschöpflichen Gestaltungskraft gedrängt. So mag es gekommen sein, daß das Volk, ohne genauere Kenntnis der Naturvorgänge, sowohl gegenwärtigen, als auch vergangenen, die überraschende Anwesenheit des Steines gerade an diesem Ort und in solcher Umgebung auf seine Art auslegte. Und seltsam, ja abenteuerlich genug ist das Vorkommen des riesigen Fremdlings ausgerechnet an dieser Stätte.

Nold Halder hat in seiner gespenstig gruseligen Sammlung alter Sagen und Spukgeschichten aus unserm alten Nest,[1] auch des Römer-

[1] Halder, Nold. Aus einem alten Nest. Sagen und Spukgeschichten aus Lenzburg. 1923.

steines gedacht. Er erzählt darin launig und voll Spannung vom „Schatzkeller unter dem Römerstein", der nach der Sage das größte Schatzgewölbe der dort untergegangenen Stadt umschlossen haben soll. Die Nachbarn nannten ehemals diesen Ort boshafter Weise nur das Gufenstädtli. Die Einwohner darin müssen ausgemachte Bösewichte gewesen sein. Der Zorn Gottes hätte sich schließlich, als das Maß der Sünden voll, einmal jählings entladen und einen fürchterlichen Steinregen auf die ruchlose Stadt niederprasseln lassen. Der größte dieser Steine zertrümmerte das eben erwähnte Schatzgewölbe. Oft und oft sollen dann in der Folge Schatzgräber im schützenden und geisterhaften Dunkel der Nacht heimlich an die bewußte Örtlichkeit geschlichen sein, um den verschütteten Schatz zu heben. Sie hätten aber jedesmal wieder unverrichteter Dinge abziehen müssen, weil der riesenhafte Block nur durch geheime Maschinen zu bewegen ist. Löcher und Gruben sollen auch heute noch von der erfolglosen Minierarbeit zeugen ....

So weiß es die Sage .....!

Man hat sich, gewarnt durch zahlreiche, unmißverständliche Erfahrungen und unter dem Zwange neuer und tiefer schürfender Forschungsmethoden daran gewöhnt, nicht jede Sage gleich als absurde Phantasterei abzutun, sondern nach dem wahren Kern der meistens reich ausgeschmückten Überlieferung zu fahnden.

Wenn Volksglaube und Sage sich unseres Steines bemächtigten und ihn mit den Römern in Beziehung brachten, so hat das seine guten Gründe. Tatsache ist, daß die Römer vor bald zweitausend Jahren unsere Gegend beherrschten und bewohnten. Nach Heierli[2] zog einst eine alte Römerstraße mitten durchs „Lind" gegen Brunegg, ziemlich genau in der Richtung des alten Zürichweges.

Im Lind und in nächster Umgebung des Römersteines hat man mehrmals die Reste einer römischen Ansiedlung festgestellt[3]. Schon das „Brugger Neujahrsblatt" vom Jahre 1826 weiß von römischen Funden in unserer Gegend zu berichten. In den „Schwarzäckern", die südlich dem Steine und im heutigen Lindfelde liegen[4], stieß man beim Pflügen öfters auf Überreste römischer Fundamente, auch stöberte die Pflugschar hin und wieder mancherlei Romana, wie Leistenziegel, Tonscherben und Münzen ans Tageslicht. Ältere Lenzburger erinnern sich wahrscheinlich auch noch der zahlreichen Funde römischer Provenienz, die im Jahre 1873 beim Aushub des tiefen Bahneinschnittes für die ehemalige „Nationalbahn" gemacht worden

---

[2] Heierli, J. Archaeologische Karte des Kantons Aargau.
[3] Taschenbuch des histor. Vereins Aargau, 1860, p. 63. AKO (1874), p. 28.
[4] Archiv der antiquar. Gesellschaft Zürich. AKO (1874), p. 28.

sind[5]. Wenn wir alle diese Feststellungen und Funde überblicken, wird uns verständlich, warum der große Stein im Lind heute nur noch den Namen „Römerstein" führt. Früher wurde er auch etwa die „Fischbank" geheißen, denn einst sollen die Fischweiber auf diesem Stein ihre Ware feil geboten haben. Das war in der Heidenzeit, jener Epoche, welche auf die römische folgte. Der ungeschlachte Riese sei in jenen fernen Tagen der Mittelpunkt eines Marktplatzes gewesen. So berichtet es die Überlieferung in der Sage vom Gufenstädtli, welche ebenfalls liebevolle Aufnahme in Nold Halders schöne Sammlung alter Sagen gefunden hat. Der Name „Fischbank" ist für uns vorläufig noch durchaus dunkel.

Ganz abgesehen von der notwendigen sagenkundlichen Aufhellung ist zu sagen, daß der Stein früher einmal, da er noch zum größten Teil von Erdreich und Vegetation überdeckt war, den Eindruck eines aus stillen Wasserfluten auftauchenden Fischrückens gemacht haben mag. Er ist erst in spätern Jahren und zu einer Zeit, da man ihm ernsthaft zu Leibe gehen wollte, bloßgelegt worden. Solche Steine, die mit ihren meist gerundeten, abgeflachten Buckeln aus dem Boden hervorragen, finden sich noch viele in den frischgrünen und freundlichen Waldrevieren unseres Stadtgebietes und seiner engern und weitern Nachbarschaft. Bemerkenswert ist auch, daß solche Steine, sofern sie nur Wind und Wetter ausgesetzt sind, in absonderlichen, fladenartigen Formen verwittern und dem Aussehen nach recht auffällig an einen Stapel wagrecht liegender Kissen oder Wollsäcke erinnern. Wenn man in der Erdgeschichte solche Verwitterungsformen als „bankige" bezeichnet, so ist damit noch keineswegs entschieden, daß der Name „Fischbank" überhaupt etwas damit zu tun hat. Bekanntlich hinken alle Vergleiche. Ob sich hinter dem Namen eine tatsächliche, lokalgeschichtliche, von der Sage ausgeschmückte und verkleidete Begebenheit verbirgt, kann für heute im besten Falle nur Vermutung sein.

In der interessanten Sage vom „Schatzkeller unter dem Römerstein", noch ausführlicher und eindrucksvoller aber in der ebenfalls schon erwähnten Sage vom „Gufenstädtli", wird beschrieben, warum und durch welche Gewalten die mächtig große Römerstadt von einst hätte ausgetilgt werden müssen. Wir hören, daß das Gufenstädtli, eben unsere Römerstadt, von einem abscheulich entarteten Volke bewohnt gewesen sei. Gott habe schließlich, als das Maß der Sünden voll, dieses Sodom durch einen Feuer- und Steinregen vernichtet. Zum Beweise wird angeführt, daß man noch überall in der ungeheuren

[5] Argovia III., p. 51, VI. p. IX., VIII. (1871) p. IX.
Freiämter-Stimmen vom 7. VI. 1873.

Gemarkung der einstigen Römerstadt granitene Blöcke zerstreut fände, welche von jenem Steinregen herrührten. „Man findet solche im Bergwald gegen Egliswil, wo man sie Kleinkindlisteine nennt, aber auch an der Straße von Lenzburg nach Baden.“ Weit am meisten habe es aber wiederum in Lenzburg und zwar vornehmlich im Lindwald zwischen dem Dorfe Othmarsingen und dem Städtchen. Der größte hievon liege wie ein Haus zwischen hohen Eichen und Buchen. Leute der neuen Richtung hätten auf diesen Stein die lateinische Inschrift gemalt:

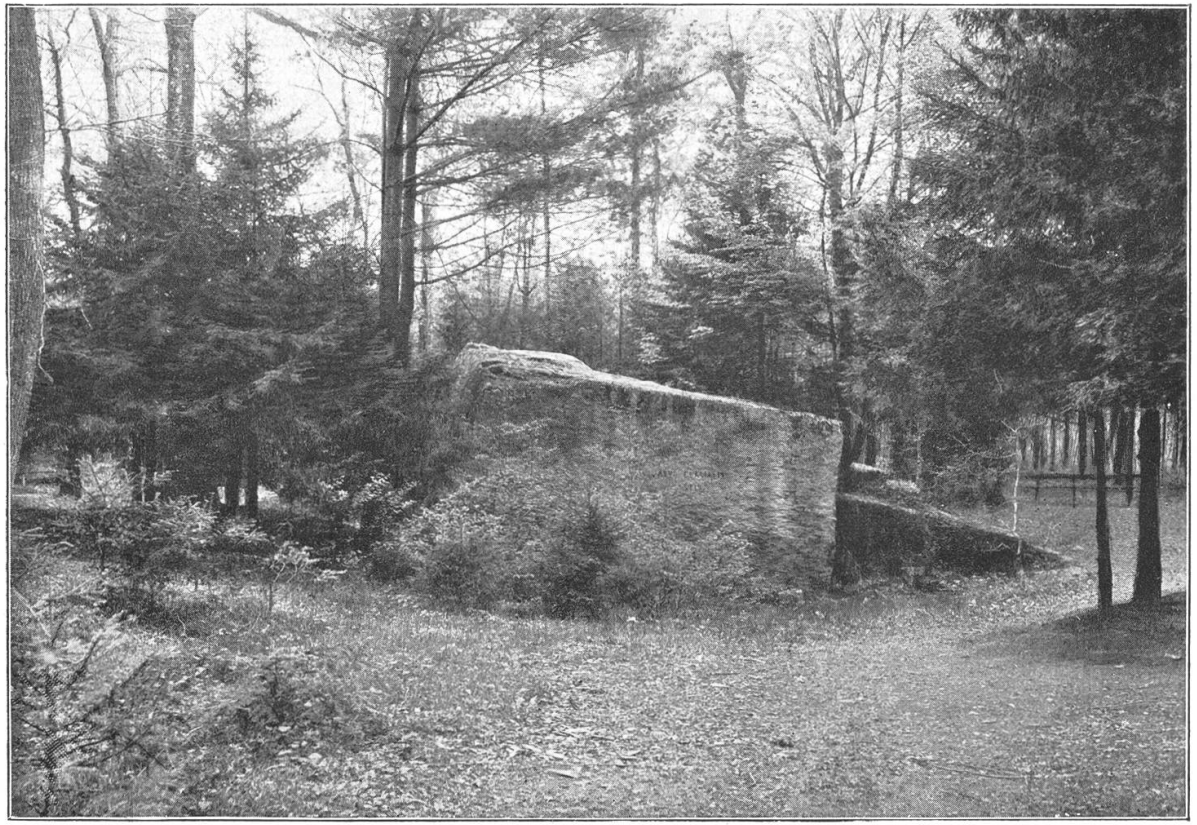
AEVI GLACIALIS TESTIS,

das heißt: Zeuge der Eiszeit.

Es ist weiter nicht erstaunlich, daß sich die Sage schon längst dieses Steines bemächtigte. Ein so auffälliges Naturobjekt und an einem solchen Orte, mußte das Sinnen und Empfinden des Volkes unwiderstehlich auf sich ziehen und seinen Geist beschäftigen seit den grauesten Urzeiten, in welche seine Geschichte reicht. Kein Wunder, daß die vielen großen und kleinen Steinblöcke, welche früher geradezu massenhaft das Land überdeckten, die Einbildungskraft des Volkes auf das Nachhaltigste erregten und in der Sage vom Steinregen ihren Niederschlag finden ließen.

Wir können es uns heute kaum mehr ausdenken, wie steinüberschüttet einst unsere Gegend gewesen ist. Und es waren nicht etwa bloß Steine von Faust- und Kopfgröße, die da herumlagen, nein, es fanden sich darunter richtige Steinungetüme in großer Zahl. Auf jene von besonders großem Ausmaße mochten sich schon in grauen Vorväterzeiten gläubige Vorstellungen niederlassen oder geheimnisreiche Sagen ranken. Viele von ihnen sind mit einem besondern Namen belegt worden, wie Erdmanndli-, Kleinkindli-, Heidenstein u. s. f.

Vielleicht wurde auch der eine oder andere dieser Riesenblöcke einst als „Kultstein“ verwendet, auf welchem dann unsere Altvordern ihren heidnischen Göttern Opfer darbrachten oder ihre sonstigen kultischen Handlungen verrichteten. Sie haben in heiliger und ehrfürchtiger Scheu wohl manchen dieser Steine aufgerichtet oder zu rätselvollen Gruppen zusammengestellt. Es ist leicht verständlich, daß diese einfachen, noch in engster Naturverbundenheit gefangenen und „abergläubischen“ Menschen in den merkwürdigen, unheimlich großen Felsgesteinen, die zudem von so rätselhafter Herkunft und Beschaffenheit waren, eine geheimnisvoll waltende, mächtige Schöpferkraft vermuteten – und auch verehrten.



Der große Römerstein

Auf manchen dieser Blöcke hat man künstlich ausgeschliffene, tellerförmige Vertiefungen gefunden. Sie dienten sehr wahrscheinlich einst zu Lichtopfern. Solche Opfer haben ehemals im religiösen Kult und in den mythischen Vorstellungen unserer Vorfahren sicher eine große Rolle gespielt. Manche von diesen „heiligen" Gebräuchen haben sich bis auf den heutigen Tag, nur in anderer Form und Gewandung erhalten.

In der Nähe von Hägglingen, „auf Birch", wie die Lokalität im Volksmunde heißt, findet sich ein Granitblock mit sieben rechteckförmigen Vertiefungen. Es ist das der „Wolfhüslistein". Ob diese Löcher auch heidnischen Ursprungs oder bloß Kunstprodukte neuerer Zeit sind, läßt sich nur schwer entscheiden; daß sie aber einst zu „heiligen" Handlungen dienen konnten, scheint wohl möglich. Die Siebenzahl ist ja zum vornherein etwas auffällig.

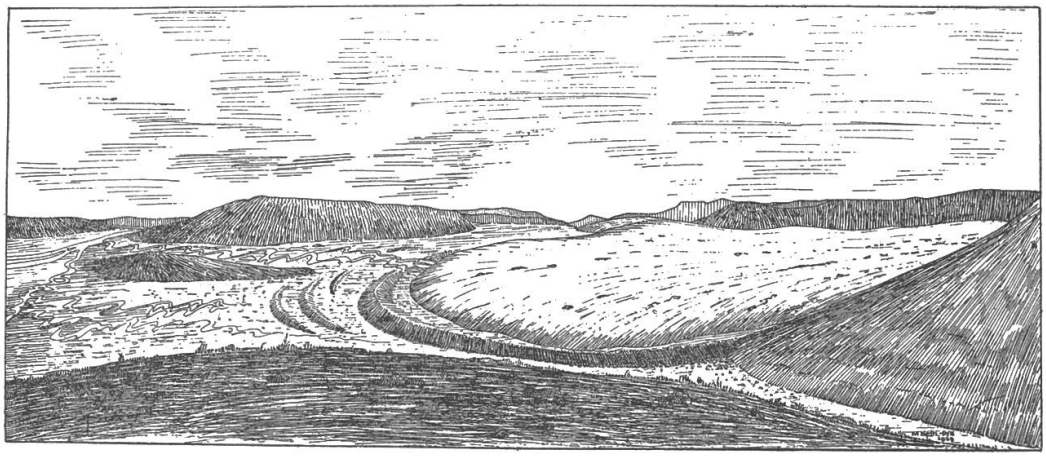
Am „Römerstein" hat sich nichts derartiges nachweisen lassen. Es ist eine offene Frage, ob der Stein zur „Heidenzeit" auffällig genug gewesen ist, um durch seine Größe oder die fremde, unerklärliche Herkunft religiöse Verehrung oder Gebrauch in seinen Bannkreis zu locken. – Der Name „Römerstein" verleitet immerhin zu nachdenklicher Rückschau. Für die spätere christianisierte Bevölkerung waren die Römer schlechtweg Heiden. An die eigene, heidnische, in götzendienerischem Aberglauben befangene Vergangenheit, durfte nicht mehr erinnert werden; sie sollte, wenn es nach dem Willen der „Bekehrer" hätte gehen können, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Es scheint darum nicht ausgeschlossen, daß die Benennung „Römerstein" einfach so viel sagen will wie „Heidenstein". Das ist eine Bezeichnung, die bei uns und weitherum in den Schweizerlanden für Steine dieser Art noch recht häufig im Schwange ist. In der neuern Psychologie bezeichnet man eine Erinnerung an etwas Verbotenes, die durch eine andere „harmlose" ersetzt wird, als eine „Deckerinnerung". Es ist wohl möglich, daß es sich bei unserm Römerstein um etwas Ähnliches handelt. In dieser Hinsicht ist auch der Name „Fischbank" recht interessant, da er auf christliche Symbolik hinzuweisen scheint.

In mehr als einem der Irrblöcke, wie unserm Römerstein, will man auch geheimnisvolle, merkwürdige Schriftzeichen gefunden haben. Man hat aber mit allem Forschen und Deuten bis heute daraus nicht klug werden können. Kann sein, daß solche Zeichen einst zur Erinnerung einer wichtigen Begebenheit oder besonderer Ereignisse eingraviert wurden, kann sein, daß . . .! doch wer weiß es . . . .?[6]

---

[6] Keller, Ferdinand, Zeichen- und Schalensteine in der Schweiz.

Wie die Gegend um Lenzburg vor 20000 Jahren ausgesehen haben mag?



Wir blicken vom Schloßberg (vorn unten) nach Norden, über das Lindfeld hinweg zum Bollberg und Kestenberg hinüber. Von rechts schiebt sich zwischen der Nordabdachung des Goffersberges und den Ausläufern des „Maiengrün" ein Arm des Reußgletschers aus dem Bünztal vor. Er zeigt hier sein Zungenende und hat beim weitern Vorrücken über die Schotterebene des Lindfeldes mehrere Endmoränenzüge aufgeworfen. Auf dem Gletscher „schwimmen" größere und kleinere Gesteinblöcke, auch Schutt. Aus dem Zungenende brechen aus Gletschertoren mehrere Gletscherbäche (-Flüsse) hervor und ziehen in windungsreichen Schleifen talabwärts. Ganz links im Bilde leitet die Aare die zahlreichen Gletscherabflüsse des Aargaus weg. Auf dem abgerundeten Bollbergbuckel ist der kleine Römerstein abgesetzt worden, rechts davon, auf der Höhe des zweiten Walles, der große. Im Mittelgrund schließen nach hinten (über dem Birrfeld) die Höhen des Eitenberges und jene um Birmenstorf, das eigentliche Landschaftsbild ab. Auf das Birrfeld bricht noch von rechts das Ende des Gletscherarmes von Mellingen (Reußtalarm) hervor. Das Gelände ist, wenn auch nicht gerade pflanzenleer, so doch als vegetationsarm anzunehmen.

Während Sage und Überlieferung in manchen Dingen sich in vollkommenes Schweigen hüllen oder nur sehr dunkel und verworren berichten, schlägt uns die Naturgeschichte ein Buch auf, das bei großartigstem Inhalt mit mehr als tausend Zungen redet, durch seine Macht und Wirkung aber helles Licht über weite Gebiete des menschlichen Wissens und Tuns breitet. Die „Lektüre" dieses bedeutsamsten Buches der Bücher setzt allerdings voraus, daß man die „Lesestunde" nicht nur in enger Klause betreibe, sondern hinaus wandere „in Berg und Wald und Strom und Feld", dort auch die vielen verborgenen Schönheiten, die mancherlei kleinen und großen Wunder suche und alles das zu finden wisse, was unsere liebvertraute Heimat so reich und vielgestaltig an wechselvollen Naturerscheinungen zu bieten weiß.

Die Hinwendung zur Natur und zum Natürlichen ist für den heutigen Kulturmenschen wieder ein Bedürfnis, denn nur so findet

er den notwendigen Ausgleich. Sie verspricht und sichert ihm aber nicht nur eine tiefgreifende und nachhaltige Wirkung auf sein Gemüts- und Geisteslebens, sondern auch eine wohltuende Förderung des gesamten körperlichen Wohlbefindens.

In einer ähnlichen, dankbar empfundenen Stimmung, mag sich der ausgezeichnete aargauische Staatsmann Albrecht Rengger[5], weiland Minister des Innern der helvetischen Republik, befunden haben, als er unterm 3. September 1821 an seinen Freund Paul Usteri in Zürich schrieb: „Ich habe mich in der That vom Menschenreich in das Steinreich geflüchtet, nicht daß ich hier das Heil der Welt suchte oder für die großen Interessen unserer Tage weniger empfänglich wäre wie ehemals, allein für die Beförderung von diesen vermag ich nichts und erreiche dagegen durch meine geognostischen[6] Wanderungen den doppelten Zweck, etwas für meine Gesundheit sehr Wohlthätiges zu tun und zugleich die Natur in der Natur zu studiren."

Unter den naturwissenschaftlichen Disziplinen ist es vor allem die Erdgeschichte, die unserm Denken Größe und Weite verleihen kann. Die erdgeschichtliche Vergangenheit lehrt uns durch die Hilfsmittel der Geologie mit gewaltigen Maßstäben messen. Sie gibt uns eine eindrückliche Vorstellung von der Unendlichkeit der Zeit.

Gewaltige Kräfte haben unsere Heimat aufgebaut. In Aeonen haben sie gewandelt und gemodelt, zerrissen und zerschlissen, weggetragen und wieder neu zusammengefügt.

In dem immerwährenden Wandel und Wechsel der Lebensformen, Pflanzen wie Tieren, liegt ein tiefer Sinn verborgen. Wir ahnen den Gang einer Entwicklung, die mehr ist als bloße Veränderung.

So führt uns die Betrachtung der heimatlichen Natur zu eindrucksvollen Gedanken, aus der kleinen, engen Welt mit ihrer Vergänglichkeit und Nichtigkeit hinüber in das Reich des Großen und Dauernden. Unser Geist fühlt sich glücklich und befriedigt in der Überzeugung, daß die Welt „wohlgeordnet", ein „Kosmos" sei, mit unverbrüchlichen Beziehungen, in welche auch wir eingeordnet sind .....!

Noch vor hundert Jahren hätte die Naturforschung über unsern mächtigen Felsblock, den Römerstein, nur wenig Gesichertes und Bemerkenswertes mitteilen können. So erwähnt der ehemalige, kenntnisreiche Kantonsbibliothekar Franz Xaver Bronner in seinem „Gemälde

---

[5] Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, herausgegeben von Ferdinand Wydler. Verlegt bei Friedrich Schultheß in Zürich, 1847.

[6] geognostisch soviel wie geologisch, d. h. das Studium der Gesteine und der Erdschichten betreffend.

des Kantons Aargau", mit keinem einzigen Wort, die doch sehr auffälligen Riesensteine unseres Kantons[7].

Schon dem ungelehrten aufmerksamen Waldgänger muß auffallen, daß der trotzige Stein auf einem schotterreichen, mit viel Lehm durchsetzten Grunde ruht und von eigentümlicher, fremder Beschaffenheit ist. Solche fremdartigen Steine findet man sonst nirgends in der Gegend, ausgenommen natürlich die Blöcke ähnlicher Art, die früher geradezu haufenweise das Land bedeckt haben müssen. Sie sind oft beim Aushub von Straßen- und Bahneinschnitten oder bei Fundamentierungsarbeiten, in größern und kleinern Exemplaren gefunden, häufig auch gesprengt worden.

Wo in unserer Gegend der feste Untergrund, der „gewachsene" Fels, sichtbar wird, ist es gewöhnlich der sehr mürbe, für Bauzwecke meistens ungeeignete Sandstein. Es ist dies das jüngste aller geschichteten oder Sediment-Gesteine[8] unserer Heimat. In der Wissenschaft wird es mit dem Namen Molasse[9] belegt.

Prächtige „Aufschlüsse"[10] dafür findet der Spaziergänger rings herum in unserer schmucken und waldreichen Umgebung, so etwa am Goffersberg oben oder im Aufstieg zum Staufberg, auch auf der Heidenburg oder im Lütisbuch, besonders schön und lehrreich aber in den Wil-Matten, wo der Aabach die darüber lagernden Schotter bis auf den felsigen Grund weggespült hat.

Diese Molasse überdeckt als riesige Tafel nicht nur den gesamten festen und felsigen Grund unserer engern Heimat, sondern auch den größten Teil des schweizerischen Mittellandes.

Der fruchtbare Acker- und Wiesenboden, der unsern schönen Aargau recht eigentlich zu einem einzigen großen und wohlgepflegten Garten macht, ist nichts anderes als verwittertes, zermürbtes und durch die Kräfte des Bodens und der Luft verwandeltes Felsgestein.

---

[7] Bronner, Franz, Xaver; Der Kanton Aargau, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Sechzehnter Band der „Gemälde der Schweiz". Ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende. Huber & Comp., St. Gallen und Bern, 1844.

[8] Sedimentgesteine sind durch Absatz (latein. sedimentum) in Wasser entstanden. Sie werden daher häufig einfach Absatzgesteine geheißen.

[9] Nach L. Rollier vom Tätigkeitswort molare = schleifen, d. h. zu Sand zerreiben, herzuleiten. Der berühmte Genfer Naturforscher, H. B. de Saussure, führte den Ausdruck Molasse im I. Band seiner „Voyages dans les Alpes", 1779—1796 in die Literatur ein. Er wollte damit weiche Sandsteine in der Nähe seiner Vaterstadt bezeichnen.

[10] Der Geologe versteht unter einem „Aufschluß" eine Stelle im Gelände, wo das ursprüngliche Muttergestein oder unverwitterter, ursprünglicher Lockerboden „aufgeschlossen", d. h. von nachfolgenden Bildungen und Bedeckungen aller Art, entblößt ist.

Was liegt da näher als die selbstverständlich scheinende Folgerung, daß in diesem Boden noch zerfallende Trümmer der Unterlage, eben unserer „ortsansässigen“ Molasse sich finden müßten? Doch weit gefehlt! Die Steine, welche der Bauer etwa auf seinen Äckern aufhebt und zusammenträgt, die „Schiefern“, die der Rebenbesitzer in seinem Weinberg sammelt und zu Stützmäuerchen auftürmt, das Geröll und Kies, welche der Taglöhner als lockern Schutt aus den fortwährend zerfallenden Gruben holt, der steinige Grund, über welchen die Fische in unsern Bächen jagen und spielen, sie alle sind „Fremdlinge“ und stammen nicht aus unserer Gegend. Der Gesteinkundige belehrt uns, daß es Gesteinsarten sind, welche größtenteils aus unserm Alpenvorlande und dem eigentlichen Gebirge kommen. Es finden sich darunter dunkle Alpenkalke, vom Volke wegen ihrer bläulichen Farbe „Bläulinge“ genannt, insbesondere Stücke aus Hochgebirgskalk, die früher hauptsächlich zum Kalkbrennen benutzt wurden. Dann helle und dunkelgraue Schratten- und harte Kieselkalke, auch Steine, welche mit den zierlichen Schalenabdrücken vorweltlicher Meerestierchen (den Nummuliten)[11] übersät sind und wegem ihrem Aussehen in der Sprache des Volkes als Münzen- oder Batzensteine figurieren. Weiterhin die eigentümlich grünen, von maschenartigen Flecken durchzogenen Taveyannazsandsteine[12]; auch Nagelfluhbrocken vom Rigi und Roßberg, daneben bläulich getönte, in Wind und Wetter sich gelbbraun verfärbende Sandsteine, die man sonst bei uns nicht findet. Die Bewohner von Muri kennen aderige Gneisse von respektabler Größe, die sie „Allmendsteine“ heißen. Daneben machen sich außerordentlich zahlreich, das ganze Bünztal herab, mancherlei Abarten der Granitgesteine vom Gotthard bemerkbar. Die Steinhauer bezeichnen sie auch heute noch einfach als „Geißberger“, weil es Gesteine sind, die von den Bergen kommen, wo die Geißen weiden! Aber alle diese Steine sind nicht bei uns geworden und „gewachsen“, sie sind von fremder Herkunft und bei uns nur „Irrgäste“.

Der Volksmund hat bezeichnenderweise wenigstens die größern dieser Fremdlingsgesteine mit dem treffenden Ausdruck „Findlinge“ oder „Fündlinge“ behaftet und damit deutlich zu erkennen gegeben, daß diese „erratischen“ [13] Blöcke mit dem Dunkel eines unbekannten Herkommens belastet sind. Bei solchen Findlingen erhebt sich natür-

---

[11] nummus (latein. = Münze), lithos (griech. = Stein).

[12] Taveyannaz (früher Taviglianaz geschrieben) ist das Sommerdörfchen auf einer Alp an der Diablerets, zur Gemeinde Gryon gehörend und in etwa 1650 m Höhe gelegen. Nach dieser Lokalität benennt man eine Gruppe besonderer, grüner, blau- und braungrün gefärbter Sandsteine.

[13] errans (lateinisch) = herrumirrend, daher die häufig gewählte wissenschaftliche Benennung „Erratika“.

lich alsbald die Frage nach ihrem „Woher?". Man ahnte sicher schon frühzeitig, daß die Findlingsteine vielleicht weither gekommen seien und eine merkwürdige Vergangenheit hinter sich haben könnten. Und weil alles Fremde und Ferne das Gemüt leichter bewegt und verlockt, als das Bekannte und Naheliegende, nistete sich die Sage so gerne in den Klüften und Winkeln dieser Steinkolosse ein.

Der gesunde Menschenverstand schien bei der Aufhellung ihrer dunklen Herkunft völlig zu versagen, denn mit allem Hin und Her an Überlegungen, mit allem Pro und Kontra an gewagtesten Deutungen, fand das gewohnte Denken keinen annehmbaren, klaren Schluß. Das Vorkommen dieser Riesensteine in unserer Gegend war in allem ein vollkommenes Rätsel und die Sage lange, lange Zeit die einzige Möglichkeit, eine Art Lösung zu finden. Im Zeitalter der „Aufklärung" genügte auch sie nicht mehr und man suchte dem Geheimnis mit den absonderlichsten Auslegungen und den riskantesten Theorien auf den Leib zu rücken.

In fast allen diesen Ansichten war stets dem Wasser eine große Rolle zugewiesen. Man dachte sich die Steine aus den Bergen durch die Kraft reissender Wasser herabgeschwemmt. Doch diese Wasser ergießen sich bei ihrem Alpenaustritt meistens in unsere blau schimmernden Voralpenseen. Sie müßten sich also hier nicht nur klären, sondern auch das ganze mitgeschleppte Gesteinsmaterial ausschütten. Doch wenn damals in jener fernen Vergangenheit noch keine Seen existierten? Eines schien sicher: Nur ungeheure Fluten hätten Ungetüme dieser Größe fortzuschleppen vermocht. Und für das ehemalige Vorhandensein und die Wirksamkeit solcher Fluten hatte man gar keine Anzeichen. Oder doch? Berichtete nicht schon die Sintflutsage von gewaltiger Überschwemmung, die dem ganzen Menschengeschlecht samt allem, was da atmete und sich seines Daseins freute, zum Verhängnis geworden, da „ein Regen auf Erden kam 40 Tage und 40 Nächte" lang? Und waren schließlich nicht gerade die gewaltigen Schuttablagerungen in den Tälern und Ebenen oder die zahllosen Steine kleinen und großen Formats die besten und zuverläßlichsten Zeugen?

In solche Gedanken versunken mag vor mehr als hundert Jahren, man schrieb das Jahr 1822, Albrecht Rengger, der unermüdliche und vielseitig tätige helvetische Staatsmann, auf die Jurahöhen gestiegen sein. Dieser vortreffliche Mann hatte sich nicht nur in der Staatskunst über ein außerordentliches Maß an gesetzgeberischen und organisatorischen Fähigkeiten ausgewiesen, sondern auch in der Naturkunde, für die er schon frühzeitig große Neigung empfand, Tüchtiges geleistet. Ein treu gesinnter Zeitgenosse berichtet, daß der ehemalige, um die Volkswohlfahrt so verdiente Minister sich in spätern Jahren

auch in der Geognosie[14] große Mühe gab, um darin etwas Verdienstliches zu leisten. „Sehr oft", so schildert unser Gewährsmann, sahen wir ihn mit seinem Diener, der Instrumente trug, auswandern, um die Beschaffenheit merkwürdiger Landstrecken an Ort und Stelle zu untersuchen. Er ließ sich, fügt der Zeuge bewundernd bei, jede Anstrengung gefallen, um eine bestimmte Gegend genau zu studieren und zu beschreiben!" [15] Renggers Erstaunen muß groß gewesen sein, als er auf dem Nordhang des Benkens Steinblöcke antraf, die offenbar aus den Alpen hieher versetzt waren. Seinen Blicken, die sinnend und forschend über das ganze weite Land bis hinauf zu den silberglänzenden Firnen unserer Alpenhöhen schweiften, mag sich die großartige Schau einer ungeheuren Erdrevolution geöffnet haben, da alle Wasser und Kräfte des Erdballs kreisten und tobten und wogende Wasserfluten über den blühenden, fruchtbaren Landstrich zogen, wo später der Landmann zufrieden und geschäftig seiner stillen Arbeit nachging. War also die Meinung der Gelehrten, daß in jener fernen Zeit der mächtigen Flutung, am Tage „da aufbrachen alle Brunnen der großen Tiefe und sich auftaten die Fenster des Himmels", die Täler ausgeschwemmt und die mächtigen Schutthaufen und Steine der Täler und Höhen abgesetzt wurden, doch richtig? [16]

Eilenden Fußes stieg Rengger nach Aarau hinunter, um bald wieder, dieses Mal aber mit Meßinstrumenten versehen und in Begleitung seines Dieners, auf die Höhe des Benkerjoches aufzusteigen. Er maß die Einsattelung zu 2011,8 Fuß, das sind nach heutigem Maße gute 677 Meter. Der Block, der ihn so sehr in Verwunderung versetzt hatte, lag noch 30 Meter höher, also mindestens 300 Meter über der Talsohle. Unglaublich große Wasserwogen mußten, wenn das schreckliche Ereignis wirklich einmal Menschheit und Erdball heimgesucht, über die vormals grünen Gefilde dahingerollt und ihre Wellenkämme fast bis an die Jurakämme und die wenig tiefern Joche hinaufgeworfen haben. Doch Wasserfluten von solch riesenhaftem Ausmaße vorauszusetzen, die genug Kraft und Größe besessen hätten, um Steinklötze wie den Benknerstein von den Bergen herabzuschwemmen, über das ganze ebene Land hinwegzuführen und bis auf so ansehnliche Höhe hinaufzuwälzen, widersprach jeder Erfahrung und

---

[14] Geognosie = Erdschichtenkunde oder die Lehre von der Zusammensetzung und dem Bau der festen Erdrinde.

[15] Albert Heim erwähnt diese Tätigkeit ehrend in seiner monumentalen „Geologie der Schweiz".

[16] Man nannte diese Zeit der großen Flutung das Diluvium.

Diluvium bedeutet soviel wie Wasser- oder Sintflut. Sintflut heißt eigentlich „Große Flut", wurde dann aber als „Sündflut" auf das bekannte biblische Ereignis übertragen, (diluere [latein.] = überschwemmen, bezw. diluvies) = Wasserflut.

Vorstellungskraft. Aber diesem Gedanken war Größe und Kühnheit nicht abzusprechen. Der berühmte englische Lyell suchte ihn in einer etwas modifizierten Form durch eine eigene neue Theorie des Block-Transportes zu halten, indem er annahm, daß die mächtigen Findlinge einst auf dem Rücken von Eisbergen und Gletschertrümmern über weite Meere dahergeschwommen und in die heutigen Tiefländer hinaus verfrachtet worden seien. Wenn ein solcher Eisberg schließlich abschmolz und sich seiner Fracht entledigte, stürzten Stein und Schutt in die Tiefe und blieben dort liegen.

Trotzdem diese Drifteis[17]-Theorie bald an ihren eigenen Widersprüchen scheiterte und vor der Macht neuer Entdeckungen kapitulieren mußte, spukte sie dennoch ein gutes halbes Jahrhundert lang in den Köpfen von Gebildeten und Laien.

Da waren die Ansichten des Jean-Pierre Perraudin, eines einfachen Gemsjägers aus dem Val de Bagnes[18] schon andern Geblüts! Diesem schlichten Walliser Bergbauern erschlossen sich bereits ein gutes Dutzend Jahre vor Lyell Einsichten, welche für die Erkenntnis der erdgeschichtlichen Vergangenheit unseres Landes, wie auch für die geologische Wissenschaft überhaupt, folgenschwer und fruchtbar wurden. Der mit der Natur seiner wild-schönen Heimat wohlvertraute Sohn der Berge hatte festgestellt, daß man weit über den Gletschern der Jetztzeit, auch tiefer talab- und auswärts an den Bergflanken unzweifelhafte Spuren einstiger Gletschertätigkeit wahrnehmen konnte. Als zuverlässige Zeugen verklungener Gletscherherrlichkeit betrachtete er die glatt geschliffenen Felsköpfe und Steinwände, auf denen gewöhnlich auch Schürfungen und Kritze zu sehen waren, die alle talwärts wiesen. Nur ein vorüberziehender Eistrom, der einstmals von bedeutender Größe gewesen sein mußte, konnte solche Erscheinungen hervorgebracht haben. Denn, so schloß Perraudin mit Recht, was heutzutage an jedem kleinern Gletscher wahrzunehmen, mußte auch in frühern Zeiten und bei viel größern Eismassen sich bemerkbar gemacht haben[19]. Durch seinen Landsmann, dem tüchtigen Ingenieur Ignaz Venetz in Sitten, fand der kluge und einsichtige Jäger in dem weltverlassenen „Tal der Bäder" mit seiner neuen und kühnen Anschauung kräftige Unterstützung.

---

[17] Drifteis = Treibeis

[18] Val de Bagnes: langes, linksseitig bei Martigny ins Tal der Rhone mündendes, durch einen prachtvollen Gletscherzirkus abgeschlossenes Seitental.

[19] Schon im Jahre 1815 soll der englische Geologe Playfair, der damals die Schweiz bereiste, zur Überzeugung gekommen sein, daß nur Gletschertransport die gegenwärtige Lage der Findlinge erklären könne, doch bekam weder Perraudin noch Venetz dessen Schriften zu Gesicht.

Wahrscheinlich hatte schon Gœthe auf seiner zweiten Schweizerreise[20], die als „Geniereise" in die Literatur eingegangen, also bereits im Jahre 1779, da er mit dem Herzog Karl August von Weimar und dem Kammerherrn von Wedel in den Spätherbsttagen durch das „mit dicken Schneewolken bedeckte Wallistal" hinaufreiste, Eindrücke und Ideen empfangen, die ihn, „den wahrhaft berufenen Beobachter", zu einem der ersten Verkünder einer neuen, umwälzenden Wissenschaftsanschauung machten. Es ist auch wohl möglich, daß einheimische Führer, welche der vornehmen kleinen Gesellschaft ihre Dienste angeboten, den „genialen" Reisenden, dessen Auge ja so oft auf den kleinsten und unscheinbarsten Dingen ruhte, auf manche Natureigentümlichkeiten hinlenkten. Diese mögen vor allem, um mit Gœthes eigenen Worten zu reden, „in der ödesten Gegend der Welt, und in einer ungeheuren einförmigen schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß" (gemeint ist der Furkaübergang) besonders tiefe Einsichten und Ahnungen hinterlassen haben. So ist es auch wohl zu verstehen, wenn der geistvolle Reisende vielleicht beim Anblick des Rhonegletschers zur Erkenntnis gedrängt wird: „Das Eis spielt eine größere Rolle als man denkt," und er in der Folge in seiner Vermutung eines ehemaligen „hohen Frostzustandes des Erdbodens" und einer verwichenen „Epoche grosser Kälte" nur bestärkt wird[21].

Für die Naturgeschichte unseres Lenzburger Steines aufschlußreich und in seiner kurzen, anschaulichen Fassung besonders reizvoll, ist eine Stelle aus Wilhelm Meisters Wanderjahren, der Ausgabe des Jahres 1829[22]:

> „Zuletzt wollten zwey oder drey stille Gäste sogar *einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen, auf weit ins Land hingesenkten Gletschern, gleichsam Rutschwege für schwere Ursteinmassen bereitet, und diese auf glatter Bahn, fern und ferner hinausgeschoben im Geiste sehen. Sie sollten sich, bei eintretender Epoche des Aufthauens, niedersenken und für ewig in fremden Boden liegen bleiben.*"

Was Gœthe ahnte und „fernsehend" erschaute, was mancher schlichte Gebirgler sicher schon lange vor ihm bemerkte und nach seiner Art „wußte", wurde im Laufe der letzten hundert Jahre durch eine ganze Reihe der vortrefflichsten Gelehrten unseres Landes auch für die Wissenschaft erobert und klar gelegt[23]. Allen voran leuchtet der

---

[20] Benisch-Darlang, Eugenie. Mit Gœthe durch die Schweiz. Ein Wanderbuch. Gerlach und Wiedling, Wien, 1913.

[21] Chamberlain, Houston Stewart. Gœthe. Bruckmann A.-G., München, 1912.

[22] Gœthe, Nachgelassene Werke. (Ausgabe Heinemann) 30. Band. Bibliographisches Institut, Leipzig.

[23] Es sind besonders zu nennen Namen wie: Agassiz, Desor, Escher von der Linth, Oswald Heer, Studer, Heim.

geistvolle, genial begabte Kopf des feinsinnigen Waadtländers Jean de Charpentier, der mit seinen scharfsinnigen Überlegungen und geschickten, klug gewählten Vergleichen, eine ehemalige und allgemeine Vergletscherung nicht nur des Rhonetales, sondern der ganzen Schweiz geradezu gewiß machte. An Stelle der legendären Sündflut trat eine Wissenschaft, die sich Glazialgeologie[24] nannte und die im Laufe der Zeit recht eigentlich zum Gemeingut menschlichen Wissens geworden ist.

Im Jahre 1841 erschien das entscheidende, anfänglich wohl viel Widerspruch hervorrufende Buch Charpentiers: „Essai sur les glaciers“ [25] („Abhandlung über die Gletscher“), das uns Lenzburger noch aus einem besondern Grunde kurz beschäftigen muß.

Mannigfaltige Dokumente unserer großartigen Landesnatur und zahlreiche Naturphaenomene, die man bis dahin entweder ganz übersehen oder falsch gedeutet hatte, wurden bald erkannt oder bekamen plötzlich ein ganz anderes Gesicht. Die auf den ersten Blick gewiß abenteuerliche Theorie, nach welcher einstmals der größte Teil der Schweiz während einer „Eiszeit“ von ungeheuren Eismassen zugedeckt gewesen, fand eine immer sicherere und eindrucksvollere Begründung. Man erkannte, daß die auffälligen und prächtig gewölbten Felshöcker in den Alpen, die sich häufig in sehr respektablen Ausmassen als imposante Buckel runden, nur durch die scheuernde Tätigkeit darüberstreichender Gletscher entstanden sein konnten[26]. An den Felswänden beobachteten die Geologen, wie es auch schon Perraudin und Venetz bemerkten, daß so oft über einer fast spiegelglatten Fläche rauher und scharfkantiger Fels folgte. In den wunderlichen „Gletschertöpfen“ (den Hexenkesseln und Teufelsmühlen des Volkes) fanden sich untrügliche Zeichen einstiger Gletscheranwesenheit. Im weltberühmten „Gletschergarten“ in Luzern, der im Jahre 1872 ganz zufällig bei Fundamentierungsarbeiten entdeckt wurde, kann jeder Besucher aufs anschaulichste über Eisschliff- und Gletscherwasserarbeit belehrt werden. Wo heutzutage der erstaunte Fremdenbesuch in tiefe Strudellöcher starrt, kroch ehedem ein riesiger Eisklumpen wie ein phantastisches Ungeheuer über wund gerrissenen Boden dahin[27].

---

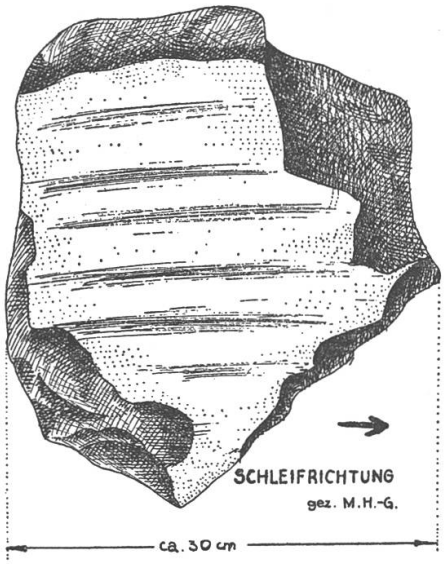
[24] glacialis (latein.) = eisig; Glazialgeologie also Geschichte der Erde im „Eiszeitalter“.

[25] Genauer Titel: Essai sur les glaciers et sur le terrain erratique du bassin du Rhône. Lausanne, Imprimerie et Librairie de Marc Ducloux, 1841

[26] Ein klassisches Beispiel dafür bietet die Grimsel.

[27] Der Reußgletscher reichte am Pilatus während der letzten Vergletscherung bis in eine Höhe von 1200 Metern hinauf!

Riesentöpfe, welche durch die Arbeit strudelnder Wasser, vielleicht am Grunde des darüberstreichenden Gletschers als pfannenförmige Vertiefungen im anstehenden Fels ausgekalkt wurden, waren s. Z. auch in unserer Nachbrschaft (Steinbruch beim Steinhof in Dottikon) zu sehen.



Gesteinsstück aus Hochgebirgskalk mit deutlicher Schleifwirkung (Schrammen) **durch Gletscherpolitur,** als Beweis ehemaliger Gletschertätigkeit und des Eistransportes. – Gefunden beim Wegbau im Lindwald, in der Nähe des großen Römersteins, 17. April 1933.

Bemerkenswerter Weise beachtete man die zahlreichen erratischen Blöcke im Flachlande viel früher, als die doch auch sehr auffälligen langgezogenen Schuttwälle, welche häufig zu zwei, drei und mehr hintereinander gestaffelt, so vielerorts an den fruchtbaren Berg- und Hügellehnen unseres schweizerischen Mittellandes dahinstreichen. Da dieselben aber gewöhnlich mit Vegetation überwachsen, öfters auch von sehr beträchtlichen Dimensionen sind und deshalb einfach an irgend eine andere Oberflächenform erinnern, hatte man sie vollkommen „übersehen" oder falsch gewertet.

Solche eigentümliche Wälle, man heißt sie heute allgemein Moränen[28], finden sich viele und auffällige in unserer Gegend. Es sei nur an die prachtvollen Endmoränenzüge unterhalb Seon (von der Seetalbahn und Straße durchschnitten) oder an die großen Wälle von Othmarsingen und Mellingen erinnert, auf deren First das Tracé der „Nationalbahn" verläuft und die nur zu einem Teil künstliche Aufschüttung sind.

Im Gesicht unserer Landschaft prägen Moränenüberreste bedeutsame Züge. Versunken in die feierliche Ruhe einer großen Vergangenheit, ziehen an den Hängen unserer sonnig grünen Täler der Wina, Aa, Bünz und Reuß Moränen weit dahin. Sie verlieren sich alpenwärts in gemächlich ansteigenden, lang dahin laufenden Erhebungen, in Kanten und Terrassen. Im untern, ausklingenden Teil der sanft gerundeten Molassetäler durchqueren sie in großen, sichelförmigen Bogen die Talschaften und bilden, sowohl im See- als auch im Reußtale, regelrechte Wallsysteme mehrerer, hintereinander gesetzter Höhenzüge, welche sich bis zu 60 Metern auftürmen. Die einzigartigen, bis gegen 100 Meter über das Niveau des Talbodens aufsteigenden Endmoränen von Mellingen sind fraglos die bedeutendsten Gletscherwälle der ganzen Schweiz. Prof. Mühlberg, der um die Auf-

[28] Der Gletscherkundige unterscheidet: Seiten- oder Randmoränen, Grund- oder Flachmoränen, Mittel und Innenmoränen, sowie End- oder Stirnmoränen. Der Name Moräne, aus dem Savoysichen Dialekt übernommen, ist räto-romanischen Ursprungs und bedeutet soviel wie Schutt- oder Steinwall.

klärung und Durchleuchtung der geologischen Verhältnisse des Aargaus so verdienstvolle, ehemalige Naturgeschichtslehrer an unserer aargauischen Kantonsschule hat s. Z. mit Nachdruck betont, daß dieselben das schönste und imposanteste Gletscheramphitheater nördlich der Alpen darstellen und zugleich das überzeugendste Beispiel einer Moränenlandschaft par excellence sind.

In allen diesen Tälern liegen weiter talauf wieder Endmoränenwälle, die aber weniger ausgeprägt sind und von Tal zu Tal durch mächtige, wenn auch oft unterbrochene Schleifen miteinander in Verbindung stehen. Sie markieren verschiedene Stadien des spätern Gletscherrückzuges.

In der Gletscherzeit überdeckten gewaltige Eismassen die heutigen Talsohlen[29]. Aus den Gletscherzungen müssen große Bäche, ja Flüsse hervorgebrochen sein. Ihre wild tobenden Wasser schwemmten Steine, Kies, Sand und Lehm mit und lagerten sie in ungeheuren Mengen unterhalb der Eiszungen als fluvio-glaziale Schotter ab[30].

Als die Gletscher sich zurückzogen, stauten sich hinter den Stirnmoränen die zufließenden Wasser und füllten die oftmals sehr ansehnlichen Vertiefungen, welche früher von den Eismassen eingenommen waren, in Form von kleinern und größern Gletscherwasserbecken wieder auf. Die Schotterebenen unterhalb von Othmarsingen (Möriker- und Lindfeld), auch jene von Seon (Buchfeld, Suhr- und Lenzhard) liegen auffallend hoch, jedenfalls ganz bedeutend höher, als die Talwanne, welche sich hinter ihnen und talaufwärts öffnet[31]. Denn, wo das Eis lagerte, konnten die Schmelzwasser keinen „Ausraum" niederlegen. Es ist auch wohl möglich, daß die Gletscher die Sohlen dieser nachmaligen Wasserbecken durch Ausschürfung noch weiter vertieft hatten.

Später wurde dann ein großer Teil dieser Gletscherseen und Seelein durch Schlamm und Kies wieder ausgefüllt. Nur lehmige und sumpfige Stellen, so bei Seon, Wohlen, Bünzen usw., deuten darauf-

---

[29] Auf der Höhe Birrwil-Sarmenstorf mag der Gletscher einstmals eine Dicke von 150—200 Metern erreicht haben. Der Bünztalarm des Reußgletschers hatte an seinem Zungenende bei Othmarsingen sicher die ansehnliche Mächtigkeit von 70—100 Metern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß heutige Alpengletscher im Maximum eine Dicke von 300 Metern erreichen. (Nach Tiefenlotungen von Hess und Blümcke).

[30] fluvius (latein.) = Fluß, glacies = Eis.

Die großen Flächen des Birrfeldes oder des Lenzhardes tragen das Gepräge solcher Schotterebenen. Die Schotter lagern hier in einer Mächtigkeit von mindestens 30—50 Metern. Wir verdanken diesen ausgedehnten Schotterlagern große Grundwasserströme und Quellen, welche in neuerer Zeit häufig zur Speisung von Wasserversorgungen benützt werden.

[31] Das Lindfeld z. B. erhebt sich bis 443 m, die Talsohle nahe beim Eisenbahndamm bei Othmarsingen liegt heute bloß 395 m hoch.

hin, daß hier einst in weit zurückliegenden, fernen Tagen blaugrüne und häufig getrübte, stille Wasser ruhten. Durch Einlagerung von Moränenmaterial und Schottern wurde vor ungezählten Jahrtausenden auch der Hallwilersee von seinem kleinern, bescheideneren Bruder der Jetztzeit, dem Baldeggersee, getrennt.

Heute weiß man, daß die „Eiszeit" nicht in einemfort ihre eisigkalten Hände auf unser Land gelegt hatte. Mehrmals schmolzen die Gletscher wieder ein und zogen sich fast ganz zurück, um dann neuerdings vorzustoßen und große Gebiete zu überfluten. Man rechnet in der Wissenschaft für das Alpengebiet gewöhnlich mit 4 „Eiszeiten" (Gletschervorstößen); Mühlberg, unser hochangesehene aargauische Naturforscher, nahm deren 5 an.[32]

Wann der Beginn dieser „kalten Epoche", um mit Goethe zu reden, in der Erdenzeit anzusetzen ist, ist fraglich. Führende Gelehrte schätzen den gesamten Ablauf dieser für das Leben in unsern Breiten so unheilvollen Zeit auf mindestens 240,000 Jahre[33].

Die Anzeichen einer ersten Periode in der Vergletscherung unseres Landes sind die sog. „Deckenschotter", das sind hoch gelegene, deckenartig ausgebreitete Schottermassen aus alpinem Gestein, die man sich durch Gletscher und Gletscherflüsse weitweg verfrachtet denken muß.

Die zweite Eiszeit lagerte die sog. jüngern Deckenschotter in der durch Erosion zernagten und ausgeschwemmten Welt der ersten ab. Diese jüngern Schottermassen zeigen am Bruggerberg z. B. eine Mächtigkeit (= Dicke) von gegen 80 Metern.

Die dritte Eiszeit entfaltete sich in geradezu titanischem Ausmaße. Das gesamte schweizerische Mittelland erstickte unter ihren Eislasten. Vom Jura tauchten nur da und dort einige einsame, kahle Klippen aus dem einförmigen Meer von Gletschern und ewigem Schnee auf. An der Gislifluh stiegen damals die Eismassen bis zu einer Höhe von 850 Metern an!

Während diese dritte Eiszeit, nach ihrer Ausdehnung gemessen, als die größte angesehen werden muß, hat die vierte (= letzte) zweifellos die auffallendsten Spuren im Bilde unserer Heimat zurückgelassen. Die Mehrzahl der heutigen Täler, sowohl die der Alpen als auch jene des Mittellandes und vom Jura, waren zu Beginn dieser letzten Vergletscherung in ihrer allgemeinen Konfiguration bereits vorgezeichnet. Die Eisströme, welche aus dem Alpeninnern erneut vorrückten, benützten natürlich die schon vorhandenen „Abflußbahnen". So bekam jedes Tal seinen eigenen Eisstrom. Jeder dieser Eisströme brachte seine besondern Gesteine mit. Man heißt sie Leitgesteine. Nach ihrem Vorkommen im Mittellande schätzt man heute die ehemalige Ausdehnung des betreffenden Gletschers ein.

---

[32] Vielleicht sind gar 4x2, also 8 verschiedene „Eiszeiten" über Europa hereingebrochen. Wenn so oft in Büchern und sonstigen Darstellungen schlechtweg von dem Eiszeitalter gesprochen wird, so ist das irreführend. Wir haben in den beiden Polargebieten eine heute noch andauernde „Eiszeit". Durch Polverschiebung oder Wanderung der Kontinente, vielleicht auch beides, können im Laufe der Jahrhunderttausende oder Jahrmillionen immer wieder andere Gebiete einer Vereisung unterlegen sein. Man hat bestimmte Anhaltspunkte, daß es schon in frühern Erdepochen, nicht erst im sog. Quartär, also dem vierten oder letzten Erdzeitalter, Vereisungen gegeben hat.

[33] Nach Milankowitsch sind es gar gegen 650,000 Jahre, nach andern noch bedeutend mehr, 800,000 bis 1 Million Jahre.

Die Gletscherströme bereiteten sich in ihren Ausladungsgebieten fächer- oder lavaartig aus und bildeten an ihrem Ende teigförmig ausgewalzte Zungen. Mit ihrer Hauptmasse drangen sie gegeneinander vor, verschmolzen mit dem Nachbargletscher oder es drückte der Mächtigere den Schwächern zur Seite, um dann später wieder selbst der Angegriffene und Zurückgedrängte zu sein. So war nicht nur die Eismasse als Ganzes im Fluß, auch die Grenzen zweier Gletschergebiete verschoben sich beständig hin und her.

In diese Zeit fällt die eigentliche Geschichte unseres Steines. Wann sie anhebt, ist kaum zu sagen. Wir gehen aber wohl nicht sehr fehl, wenn wir annehmen, daß vor mindestens 30,000 Jahren unser Block in den einsamen Gebirgstöcken ob Gurtnellen im Lande Uri sich loslöste und auf die damals geradezu unheimlich weit hinaufreichende Eisflut hinunterkollerte. Man hat bestimmte Anzeichen dafür, daß dieselbe in den Schöllenen gegen 1100 Meter Dicke erreicht hatte! Ein einziger großer Gletschermantel umgürtete das ganze Gebirge. Aus den tageweiten, hell blinkenden Firnfeldern stachen einzelne Bergzacken trotzig in die Luft. Trostlos verlassene, durch starke Konstrastwirkung besonders düster anmutende Gebirgsrücken zogen gespenstig dahin. Aus den Alpentälern krochen erschreckend große Eiszungen lindwurmgleich ins flache Land hinaus, das wenige Leben, das sich hier kümmerlich durchrang, mit stetem Untergang bedrohend. Heftige Stürme und peitschende Unwetter mögen oftmals über die freudlose, unbarmherzige Eiswüste gezogen sein. An den eisumschrundeten Felseninseln[34] sprengten und knallten brechend schroffe Temparaturgegensätze immerzu Steinstücke und Felsblöcke los und ließen sie hinunterstürzen auf die riesigen Eisbuckel der talwärts ziehenden Gletscher. Denn das Eis unserer Berge wandert und fließt, langsam nur, doch unaufhörlich. Auf seinem Rücken schleppt es all den Schutt, Sand und Staub mit, den die kahlen, wild verlassenen Felsstöcke ihm zuwerfen und zublasen. Mit dem Eis wandern auch sie talab- und auswärts, sei es kollernd, reibend und scheuernd auf dem Grunde[35], sei es in langgestreckten, gewundenen Schlangenbändern längs dem harten Felsgehänge oder von einzelnen Felsbastionen aus, mitten in dem langen Gletscherzug. Denn auch das Eis fließt. Eis ist Wasser, gefrorenes Wasser allerdings, aber es kann selbst in diesem Zustande seine wässerige Natur nicht ganz verleugnen.

---

[34] Das sind sog. Nunatak'r, eine in der heutigen Geologie gebräuchliche Bezeichnung, die dem Wortschatz der Grönländer entlehnt ist.

[35] Als Grundmoränen. Sie liegen gewöhnlich auf felsiger Unterlage. Infolge ihres großen Gehaltes an Ton sind sie meistens wasserundurchlässig. Unter der Last der Eismasse wirken die Schlammteilchen und die Gesteinsscherben als richtige Werkzeuge zur Bearbeitung der Berge, erstere ähnlich dem Bolus des Marmorschleifers als Schleif- und Poliermittel, letztere als eine Art Hobel, welcher den Felsenkern schrammt und ritzt.

Alles, was damals am Grunde der Eiswalze mitzog oder auf deren Rücken verfrachtet, auch in Spalten und Rissen im Innern gefangen war, wurde meistens weit weg geführt und großenteils über das ganze Mittelland hinweg verstreut und irgendwo abgesetzt. Es sind auf solche Art unglaublich große Mengen Gesteinstrümmer in den breiten Landstreifen zwischen Alpen und Jura hinausgetragen und dort ausgeleert worden. Das war der Steinregen gewesen, von dem unsere Sage berichtet! Das eisumschlossene Zentralmassiv unseres spätern Vaterlandes, der Gotthard, war in jenen fröstelnd kalten, weit zurückliegenden Tagen die Nährmutter gewaltiger Eisströme. Sieben große Gletscher sandte sie unheilbringend ins Tiefland hinaus[36] Nur ein ganz kleiner Teil der Schweiz war nicht in eisige Fesseln geschlagen[37].

Auf dem Rücken des Reußgletschers zog unser Römerstein aus zu seiner großen Fahrt, mit ihm Tausende und Abertausende andere Granite und Gneisse, die vor allem die Schöllenen und das obere Reußtal hergaben. Ein roter Stein aus dem Maderanertal, der Porphyr[38], brachte ein auffälliges Kolorit in die unmerklich gleitenden, langsam wandernden Steinmassen. Am Felsklotz des Rigi brach sich der Strom wehrgleich in zwei gewaltige Arme. Luzern zu floß der eine, der andere war zum Weg über Lowerz gezwungen. Rigi wie Roßberg waren armselige, frostige Felseninseln und schauten auf ein Meer von Eis und Firn hinab. Über 1000 Meter hoch glitten die Eisfluten an den öden, verlorenen Bergflanken vorüber[39].

Auf welchen Weg unser Stein gezwungen war, ist nicht zu entscheiden, nur zu ahnen (siehe beigefügtes Bild), doch mag er aller Wahrscheinlichkeit nach die klippenreiche Bahn des zukünftigen Sees der 4 Waldstätte dahingezogen sein, viele hundert Meter über dem heutigen Seespiegel. Langsam nur ging die Fahrt, denn auf 1000 Meter Länge senkte sich die Gletscheroberfläche fast unmerklich wenig, kaum ein Meterzehnt. Oswald Heer, der bedeutende glarnerische Naturforscher hatte s. Zt. in seinem grundlegenden Werk „Die Urwelt der Schweiz“ für einen Findlingsblock aus dem glarnerischen

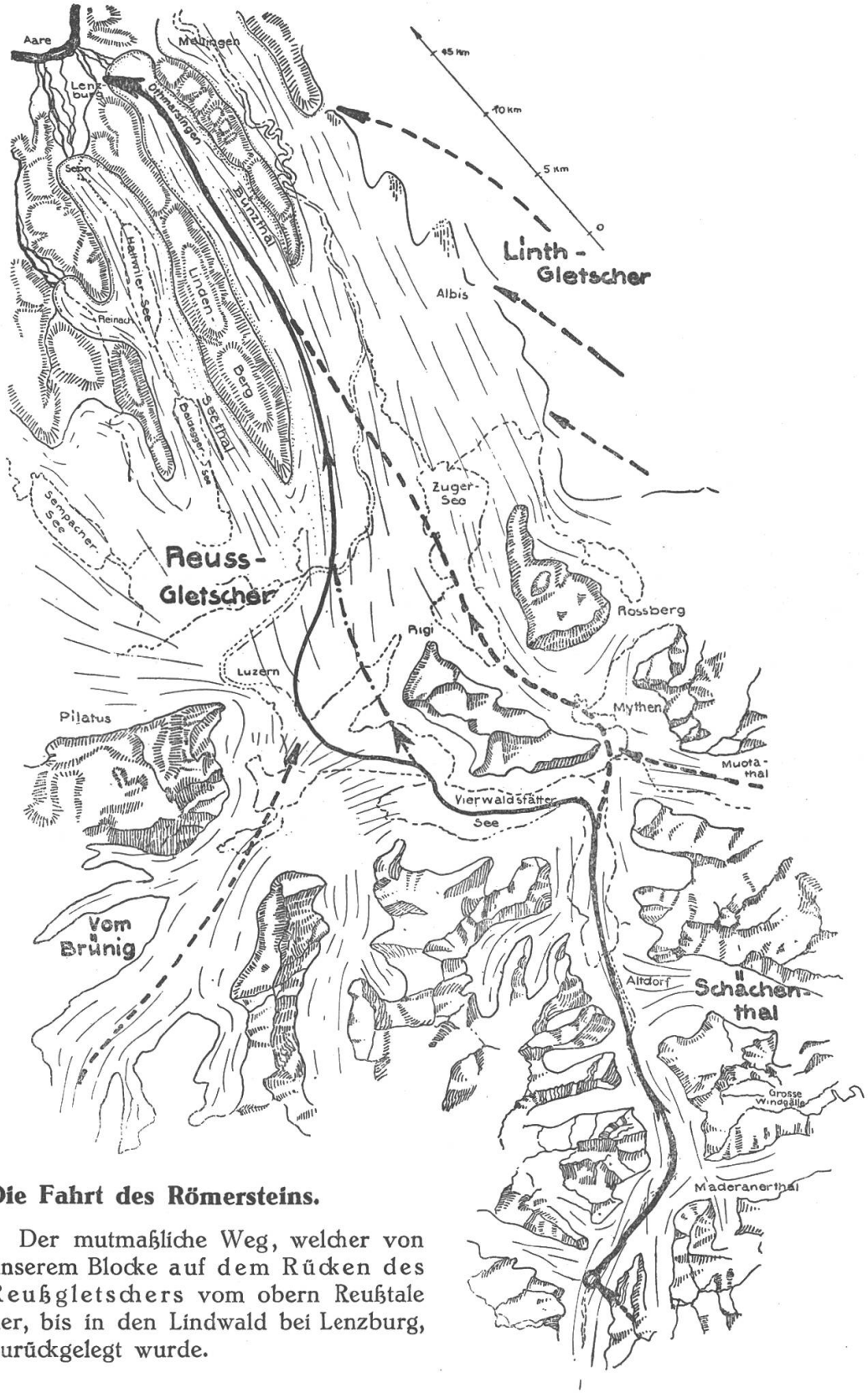
---

[36] Rhein-, Linth-, Reuß-, Aare, Rhonegletscher nordwärts, Tessin- und Addagletscher südwärts (letzterer mit anderm Sammelgebiet),

[37] Die größte (dritte) Vergletscherung ließ nur etwa 1/25 der ganzen Schweiz unbedeckt! So groß aber diese einstige Binneneisflut unseres Landes gewesen ist, so vermag sie dennoch mit der heutigen Eisbedeckung Grönlands keinen Vergleich auszuhalten. Die letztere ist immer noch das 25fache!

[38] porphyra (griech.) = Purpur, das häufigste der alten Ergußgesteine (vulkanisch), von feinkörniger bis dichter Grundmasse mit eingesprengten Quarz- oder Feldspatkristallen.

[39] Der Rigi schaute bloß noch um 750 m, der Roßberg gar bloß um 430 m über die Eismassen heraus.



Die Fahrt des Römersteins.

Der mutmaßliche Weg, welcher von unserem Blocke auf dem Rücken des Reußgletschers vom obern Reußtale her, bis in den Lindwald bei Lenzburg, zurückgelegt wurde.

Sernftale berechnet, daß er an die 600 Jahre benötigte, um seine gemächliche Fahrt bis Erlenbach am Zürichsee zu vollenden. An den Alpengletschern der Gegenwart hat man festgestellt, daß sie pro Jahr im Durchschnitt 70 Meter zurücklegen. Diese Bewegung ist weit langsamer als das Wandern einer Schnecke, denn eine Schnecke kriecht pro Minute 4–5 cm, im Maximum 8 cm weit[40]. Sie bringt es damit, wenn sie immerzu vorwärts rutscht, doch noch auf eine recht ansehnliche Tagesleistung.

Unsere Gletscher rücken weit langsamer vor. Ihr „Kriechen" dürfte recht angenähert dem unmerklichen Weiterrücken des kleinen Zeigers einer Taschenuhr entsprechen. Da unser Block im Minimum einen Weg von 90 km, im Maximum kaum mehr als 105 km zuzurückzulegen hatte, ergibt sich nach einfacher Rechnung eine Zeitdauer von 1300–1500 Jahren, allerdings nur unter der Annahme, daß der Stein immerzu vorwärtsgeglitten, also nie stationär geblieben, die Bahn ohne größere Pendelbewegungen geblieben, und die Gletscherbewegung ungefähr der heutigen (in den Alpen) entsprochen habe[41]. Wahrlich, das rechte Tempo für einen solchen Mammutsstein!

In dieser langen Zeit, da der harte, klobige Geselle von den eisigen Höhen des Gotthards bis zu uns hinabgetragen ward, wird sich kaum viel ereignet haben. Die Sommer kamen und gingen, blendend und gleißend lag Sonnenglanz auf soviel Schnee und Eis. Gletscherwasser gurgelten und rauschten und verschwanden plötzlich wieder irgendwo in verborgenen Spalten und Klüften. Stumm und erbarmungslos maßen sich die Kräfte des Himmels und der Erde. Vorbei ging die Fahrt an wildgezackten Bergstöcken und öden Felseilanden, hinaus bis ins ebene Land und hinab zwischen öden, kümmerlich bewachsenen Berg- und Hügellehnen, bis dann eines Tages die Fahrt ein Ende nahm und der Stein am Gletscherrand sanft auf Grund gesetzt war und liegen blieb — für alle Zeiten.

Wenn der eilige Wanderer oder frohgelaunte Spaziergänger aus den Mauern unserer Stadt hinauszieht, um in Geschäften oder zu Lust und Freude nach Othmarsingen oder zum „Horner" hinüber zu gehen, so wird er von der Straße über das weite, fruchtbare Lindfeld hinweg geführt. Im Bahneinschnitt hört er ab und zu das Poltern und Rattern eines vorbeifahrenden Zuges. Haustief wurde in den

---

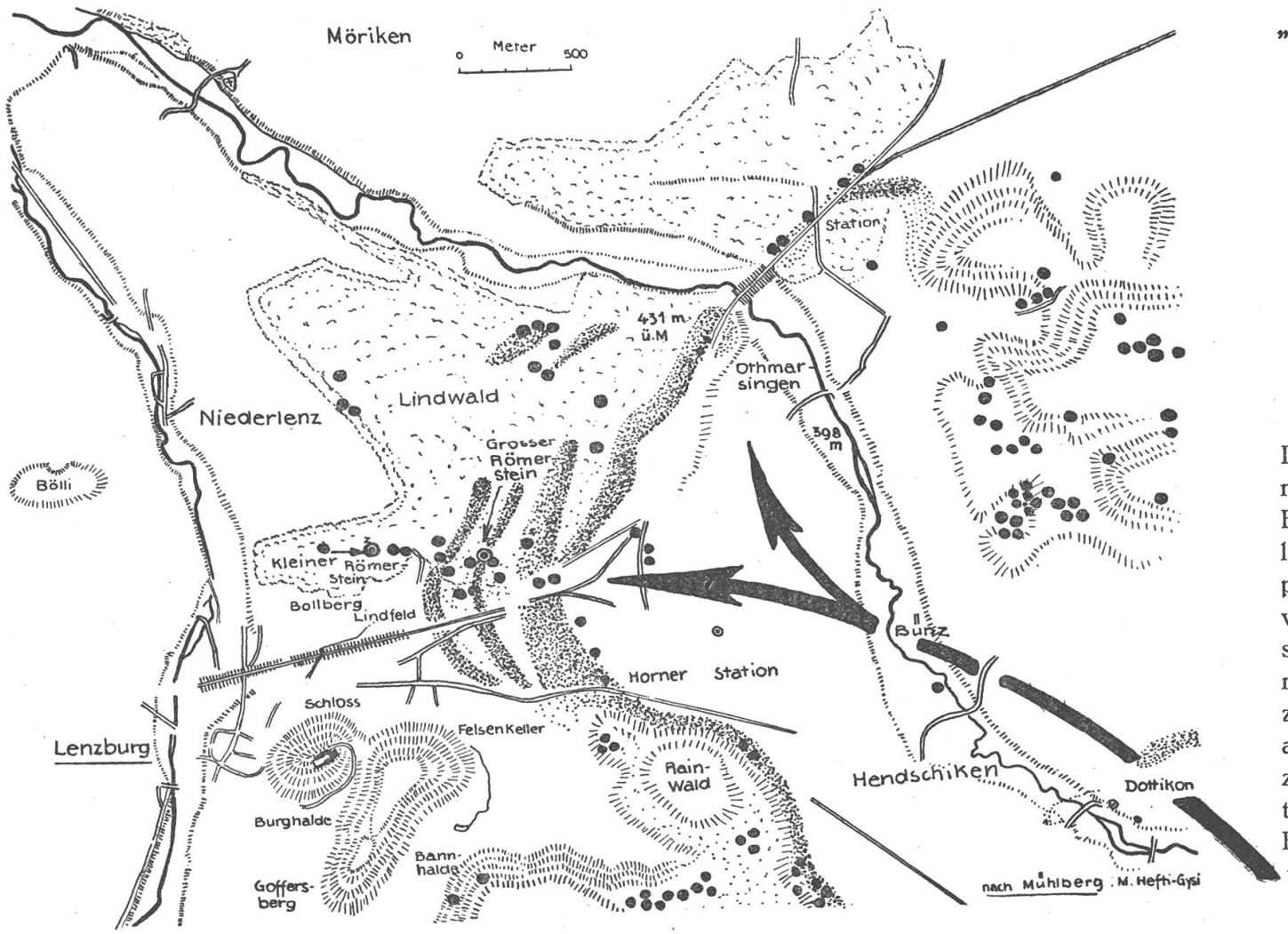
[40] Am Himalaya beobachtete man tägliche Gletscherbewegungen bis zu 4 m, an Inlandeisströmen Grönlands solche von 8—33 m. Die riesigen Inlandeismassen der Antarktis fließen dagegen nur sehr langsam, da sie kaum eingeengt sind. Im Firnfeld unserer Gletscher ist die Eisbewegung anfänglich sehr langsam, an der Zungenwurzel erreicht sie die größte Geschwindigkeit und nimmt dann von da ab wieder dauernd ab.

[41] Die Gletscherbewegungen sind von verschiedenen Bedingungen abhängig. Es kann hier nicht näher darauf eingetreten werden.

Siebzigerjahren der Schotter für das Bahngeleise hier ausgehoben. Es war meistens gerundetes, kugeliges Gerölle, das man wegführte und zu Dämmen aufschüttete. Dieses Geröll ist insofern ein Gletscherprodukt, als es von den mächtigen, rauschenden Wassern der rasch abschmelzenden Gletscher aus eckigen Trümmerstücken durch Rollen umgeformt und durch die reissenden Fluten weggeführt wurde. Dieser Schotter ist fast ausschließlich erratischer Schutt. Die verschiedenartigsten Gesteine sind in mannigfaltigster Mischung durcheinander gemengt. Die Erde, welche sich daraus bildet, ist sehr fruchtbar. Boden, der solchen erratischen Schutt als Unterlage hat, wird deswegen in vielen Gegenden von den Landwirten höher eingeschätzt als anderer. Die ehemaligen Gletscher haben also durch ihre Ablagerungen einen großen Teil des Landes in unserm Kanton nicht unwesentlich in seinem Werte erhöht.

Wer aufmerksamen Auges auf der Straße über den grünen, von Äckern braun durchsetzten Wiesenplan am Gexi vorbei ins Bünztal hinüberwandert, wird unschwer mehrere sanft gebogene Bodenwellen wahrnehmen, die alle vom Lindwald her bis ins Bodenfeld hinüber schwingen. Es sind das die Überreste der Endmoränen, aus einer Zeit stammend, da ein Arm des mächtigen Reußgletschers bis in die Gegend von Othmarsingen hinab reichte, ja sogar gegen Lenzburg hinüber griff. Die Gesteinsmassen, welche auf dem Gletscherrücken und in der Eismasse transportiert wurden, kamen damals in diesen weit geschweiften, manchmal hufeisenförmigen Wällen zur Ablagerung (siehe beigefügte Zeichnung). Einer der Gesteinsbrocken, welche auf diese Art abgesetzt wurden, war unser Römerstein. (Großer und kleiner!) Für das geologisch geschulte Auge hat diese Gegend noch ganz den Charakter einer Moränenlandschaft bewahrt. Mühlberg schrieb mit Recht, daß ein solches Gelände seine Eigentümlichkeit in so ausgeprägter Weise behalten kann, „daß bei seiner Betrachtung der wahrscheinliche Zustand der Umgebung in der Zeit der Bildung der Schutthügel lebhaft vor die Seele tritt, so lebhaft, daß man in die Vorstellung dieses Zustandes versenkt, aufblickend sich wundert, statt Eis und Murmeltiere, blühende Gefilde, Weinberge und arbeitsame Menschen um sich zu sehen".

Wenn man zum „Horner" oder nach Othmarsingen hinüber bummelt, bemerkt man, daß die Straße sich senkt. Othmarsingen scheint vom Gexi aus gesehen, recht eigentlich in einem Loch zu liegen. Die Siegfriedkarte bestätigt uns denn auch, daß die Talsohle der Bünz gute 35 m tiefer liegt als das „Gexi". Diese Tatsache ist aus der ehemaligen Gletscherlandschaft wohl zu verstehen. Der Taltrog war zu der Zeit, als die Aufschüttung mit Schottermassen aller unterhalb des Gletschers liegenden Gebiete erfolgte, durch den Eis-



„Vogelschaubild" der Endmoränenlandschaft von Lenzburg-Othmarsingen.

Die schwarz gezeichneten Tupfen geben Fundstellen von Findlingsblöcken an. — Die punktiert und geschweift vermerkten Streifen sind die Ueberreste ehemaliger Endmoränenzüge. Der kräftig schwarz ausgeführte Pfeil bezeichnet die Stoßrichtung des ehemaligen Bünz- respektive Reußtal-Gletschers.

fladen des Gletscherzungenendes ausgefüllt. (So auch bei Seon). Als die Eismassen unter einem wärmern Klima abzuschmelzen begannen, zog sich das Gletscherende vom Moränenwall zurück und kroch in größern und kleinern Rückzugsgefechten talaufwärts. Hinter diesem gewaltigen Schuttdepot, es war unterhalb Othmarsingen gegen 40 m hoch, haben sich die Schmelzwasser vielleicht gestaut und für kurze Zeit einen See gebildet[42].

Der Rückzug der Gletscher aus unserer Gegend muß rasch erfolgt sein[43]. Mancherlei Anzeichen sprechen dafür. Ruckweise erfolgte der Rückzug auch aller andern Gletscher. Wohlen bezeichnet eine erste Etappe. Schließlich wird nach verschiedenen Zwischenstadien die Bünztalabzweigung ganz zurückgezogen, der Reußgletscher erscheint von da an als eine vollkommen einheitliche und geschlossene Masse.

In dem großartigen Schauspiel der sich streitenden Naturgewalten mag der Mensch in unserer Gegend aufgetaucht sein. Vielleicht folgte er in mehr oder weniger kurzen Entfernungen dem Rückzuge der einzelnen Gletscherzungen. Bezeichnet sein Auftreten in unserer Gegend den endgültigen Ausklang des grandiosen Dramas, das mit dem Ende der Tertiärzeit seinen Anfang genommen, oder ist es bloß Zwischenaktsmusik einer neuen, auf Jahrzehntausende beschränkten Zwischeneiszeit?

Wir wissen es nicht. Noch lauert in unsern Bergen die kalte, heimtückische Sphinx einer immer noch währenden „Eiszeit". Wird sie wieder einmal mit ihren furchtbaren Pranken nach Norden greifen und mit dem eisigen, tödlichen Hauche das neu erwachte, neu eingezogene Leben vernichten, wie schon mehrmals beim gewaltsamen Vordringen ihrer unheilvollen, grimmen Sendboten, oder hat Europa, insbesondere unser Alpengebiet, die Fährnisse und das Umstürzende einer „kalten Epoche" für immer überstanden?

Unsere Frage bleibt ohne Antwort, denn auch die Wissenschaft kann keine geben. In diesem Bereiche messen sich Kräfte und Gesetze, die vielleicht weit über menschliches Verstehen hinausgreifen; denn hinter ihnen stehen als unfaßlich hohe Gewalten die ewigen Mächte: Raum und Zeit.

---

[42] Ziemlich tief gelegene Lager von Schleimsand innerhalb dieser Moräne, scheinen die Vermutung zu stützen.

[43] Die Zeit, seit der sich die Gletscher in die Alpentäler zurückgezogen, gibt Alb. Heim mit 10,000 bis 20,000 Jahren an.

Wenn der Waldbesucher, sei es zur Erholung, sei es aus bloßer Kurzweil, gelegentlich seine Schritte zum Römerstein lenkt, wird er vielleicht den schweren, ungeschlachten Recken einmal etwas näher betrachten. Es wird ihm dann sicher die Eigenart des Gesteins auffallen. Er wird auch sofort erkennen, daß er es hier mit einem Granitblock zu tun hat.

Wir werden ohne große Mühe im nahen Umkreis ein abgesprengtes Stückchen vom Boden aufheben können. Dieser Gesteinsbrocken verrät uns alsbald, daß er als körniges Gemenge aufgebaut ist. Jede Gesteinsart hat in ihrem innern Aufbau gleichsam einen eigenen Stil. Für unsern Stein ist die ausgesprochene „Körnigkeit" bemerkenswert. Er hat deswegen den Namen „Granit" erhalten[44].

Was sind nun aber diese „Körner"? Da machen wir gleich die Entdeckung: Es sind verschiedene Arten derselben vorhanden. Sie sind unter sich keineswegs gleichartig, wie jene etwa im Marmor. Man nennt darum eine solche Steinart ein gemengtes Gestein. Die Körner sind nichts anderes als bestimmte Mineralien und alle unsere Gesteine sind eigentlich nur eine massenhafte Anhäufung von Mineralteilchen.

Im Granitgestein sind es zur Hauptsache die drei Unzertrennlichen: Quarz, Feldspat und Glimmer. Das bekannte, wenn auch nicht gerade geistreiche Sprüchlein: „Feldspat, Quarz und Glimmer, diese drei vergess' ich nimmer," sucht in Reimform die Dreiheit unserm Gedächtnis einzuprägen. Auf frischem Bruche zeigt unser Gesteinsstück deutlich einen speckigen, fetten Glanz. Dieser rührt von den Quarzkörnern her, die zudem, wie der Petrograph[45] sich ausdrückt, muschelig brechen. Die weißen, auch grauen oder rötlichen Feldspatkristalle mit ihren ebenen Spaltflächen leuchten in mildem Perlmutterglanze. Als dritter im Bunde gesellt sich der dunkle Glimmer bei, der im Gestein meistens in sehr lebhaft glänzenden Blättchen auftritt.

Der Quarz ist der „Kieselstein" unserer Bäche und Flüsse. Er ist so hart, daß er am Stahl Funken schlägt und das Fensterglas ritzt. Der mechanischen Abnützung widersteht er ausgezeichnet. Wir finden ihn darum so oft unter den Sandkörnern unserer Flüsse. Seine Härte ist aber gepaart mit einer ausgesprochenen Sprödigkeit. Ein Hammerschlag und er zerspringt in feinste Splitterchen!

Der Feldspat ist ein sehr häufiger Bestandteil unserer Gesteine. Meistens ist er rein weiß oder durch Zuschuß von Eisenoxyd fleischrot gefärbt, seltener von grauer Farbe oder aber grünlich und gar

---

[44] Vom latein. granum = Korn. Der Name Granit bedeutet soviel wie „körniges" Gestein.

[45] Petrograph (griech.), eigentlich Gesteinsbeschreiber, im weiteren Sinne: der Gesteinskundige.

schillernd. Seine Anwesenheit in Gesteinen verrät sich vorzüglich durch das lebhafte Spiegeln seiner glatten Spaltungsflächen oder, wie schon bemerkt, durch den weichen, milden, an Perlmutter erinnernden Glanz. Diese ebenen Bruchflächen leuchten immer und immer wieder auf, besonders dann, wenn man größere Stücke zertrümmert. Durch Verwitterung liefern die Feldspate die Hauptmasse des Tons und Kalis; sie sind daher für die Bodenbeschaffenheit von größter Wichtigkeit.

Der Glimmer macht sich gewöhnlich durch sein „Glimmern" bemerkbar, d. h. er glänzt wirklich in auffallender Weise. Werden Felsmassen durch die Verwitterung zerstört, so können Glimmerplättchen als Überbleibsel in Aufschwemmungen von Bächen und Flüssen ungemein hübsch schimmern und gleißen, oder in zauberischen „Silberbrunnen" ein zierliches Phaenomen hervorrufen. Mühlberg schildert aufs anschaulichste den wundersamen Eindruck, den ein solcher Zauberbrunnen in der tief zerklüfteten, romantischen Felsenwildnis der „G'spalten Fluh"[46] auf das empfängliche Gemüt einfacher Landleute machen muß. Er schreibt[47]: „In der Nähe in einer Waldeslichtung am Abhang quillt der zauberhafte Silberbrunnen hervor; so genannt, weil das auftreibende Wasser beständig mit Sand kleine weiße Glimmerplättchen emporwirbelt, welche, langsamer niederfallend als der körnige Sand, den Boden der Quelle ganz überziehen und unter dem Einfluß des von oben durch die Öffnung der hohen Baumkronen einfallenden Lichts wie metallische Blättchen gediegenen Silbers aufleuchten."

Der „glimmernde" Bestandteil in unserem Römerstein-Granit ist der nach dem französischen Physiker Biot benannte Biotit. Er heißt auch Magnesiaglimmer, da er mit einem recht beträchtlichen Anteil Magnesia (10–30 %) auftritt. Die schwarze Farbe, welche im Gesteinsbild so auffallend wirkt, ist durch eine Beimengung von Eisenoxyd verursacht, das durch seine Beteiligung (bis zu 25 %) sinnenfällig genug wird. Diese Beimengung schwärzt aber den Glimmer und macht ihn undurchsichtig. Er ist darum im Gegensatz zu seinem Bruder, dem Kaliglimmer, welcher zu Schutzbrillen, Fensterscheiben u. a. Verwendung findet, technisch unbrauchbar.

Schon das bloße Auge, noch besser aber das mit einer Lupe bewaffnete, erkennt diese drei eben erwähnten Mineralsorten mit Leichtigkeit. Sie präsentieren sich allerdings dem Betrachter nur als ein wirres Durcheinander verschiedener Mineralkörner.

Der Granit, also auch unser Römerstein, ist, naturgeschichtlich gesprochen, eine erstarrte „Schmelze", und so unglaublich es auch

[46] Nordöstlich der Egg ob Niederweningen.

[47] Zweiter Bericht über die Untersuchung der erratischen Bildungen im Aargau

klingt, er ist einstmal flüssiges Erdinneres gewesen! Diese glühendflüssige Schmelzmasse hat aber nie die Erdrinde, wie etwa die Lava, durchbrochen. Im Laufe von vielen Jahrtausenden ist sie in der Tiefe langsam durch Abkühlung erstarrt. Die einzelnen Bestandteile haben sich dabei in der Reihenfolge ihrer Erstarrungstemperaturen ausgeschieden und sind fest geworden. Wo dann später die zerstörenden Umweltkräfte über den erstarrten Urgesteinsmassen die bedeckenden Gesteinsschichten zernagten und auflösten, kamen schließlich riesenhafte Stöcke dieser ehemaligen Schmelzen ans Tageslicht. Ein solcher Stock ist unser Gotthardmassiv, und von dorther stammt unser Stein.

Wenn unser hochberühmter Landsmann Albrecht v. Haller, der größte und umfassendste Gelehrte seiner Zeit, demutsvoll erkannte: „In's Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist; zu glücklich, wem sie noch die äuß're Schale weist", so ist es weiseste Einsicht in die natürlichen Grenzen des Erkennens gewesen, welche diesen von Goethe zwar heftig befehdeten Ausspruch hervorbrachte. Wo diese Schranken aber gesetzt sind, mag heute noch ungewiß sein. Der rastlos tätige Forscher hofft immerzu, dieselben, wenn auch nicht zu überwinden, so doch hinauszuschieben. Er hat nicht ohne Erfolg versucht, auch in die „innere" Natur unserer Gesteine zu dringen. Sie sind von ihm zertrümmert und zersprengt, immer einläßlicher und genauer mit allen Hilfsmitteln und Kniffen, die ihm die fortschreitende Technik zur Verfügung stellte, betrachtet und geprüft worden.

Auch unser Granitstein wurde gesprengt und dünne Splitter von ihm geschlagen. Diese kleinen Splitter werden nach besonderer Methode mit feinem Schmirgelsand geschliffen, so fein, daß Plättchen entstehen, die fast nur noch hauchdünn sind. Denn sie sollen unter das Mikroskop kommen und möglichst viel Licht passieren lassen. Besonders im polarisierten Lichte[48] steigen durch diese zarten Schliffe — sie sind fast nur $^1/_{20}$ mm dünn — noch einmal Welten auf, Welten, die dem Alltag fern und fremd, aber voll eigenartiger Schönheit sind, auch reiche Einblicke in tief hinabgreifende Zusammenhänge im Reiche des Materiellen offenbaren.

Es würde weit über den Rahmen dieser kleinen, anspruchslosen Darstellung hinausgreifen, wenn wir uns ausführlicher darüber ausbreiten wollten, welche neuen Erkenntnisse der „Kleinseher" dem Auge des Forschers enthüllt. Es sei nur andeutungsweise ausgeführt, daß ein solcher „Dünnschliff" mancherlei chemische Zersetzungsprodukte aus der Längstvergangenheit unserer Mutter Erde zeigt,

[48] Das ist Licht, welches durch einen Kalkspatkristall hindurch geleitet wird.

da der Feuerdämon in der Tiefe langsam ermattete und aus dem Gesteinsbrei eine feste Masse wurde. Kleine eingesprengte Granate erinnern an den Glanz, das Feuer und die Farbe herrlich gefügter Edelsteine, gewundene, gezogene, zerrissene und gepreßte Spuren verraten dem Kenner, daß das Gestein einstmals starkem Zug und Druck ausgesetzt gewesen. Für den Unkundigen sind es geheime Zeichen, für den Wissenden Sinn und Sprache.

Die Bedürfnisse der Stunde und des Alltags liegen den meisten Menschen aber doch weit näher als das stille, glückliche Versenken in die Geheimnisse einer so weit abliegenden und für gewöhnlich doch verschlossenen Welt. Deswegen findet die Frage und Antwort nach Nutzen und Eignung leicht ein dankbareres Ohr. Nun, unser Stein hat schon „genützt", er hätte sogar noch mehr klingende Münze gespendet, wenn nicht eine einsichtsvolle Bürgergemeinde vor 66 Jahren für die Erhaltung dieses eindrucksvollen Naturdenkmals mannhaft eingestanden wäre.

Prof. Mühlberg beklagte sich um die nämliche Zeit[49], daß fast alle großen Granitblöcke unserer Gegend verschwunden und nur noch die an ihrer frühern Lagerstätte befindlichen Löcher und Trümmerhaufen übrig geblieben seien, dazu die Steinhaufen, welche die Bauern der benachbarten Höfe aus den Überresten jener Blöcke vor ihren Häusern aufschichteten, um dieselben gelegentlich zu Bauten zu verwenden. So blieb nur noch eine schwache Andeutung von der Zahl und Größe jener Blöcke übrig, welche früher in diesen Gegenden das Staunen des Laien und Forschers erregt hatten.

Den Bauersleuten waren diese verwünschten Steine natürlich ein Hindernis, darum ließen sie eine große Zahl der Blöcke mit Hilfe eines einfachen Mittels spurlos verschwinden. Sie hoben neben den Findlingen tiefe Gruben aus; die Steine rutschten dann fast von selbst hinab. Fuderweise führte man auch diese „Geißberger", größere und kleinere, weg, um daraus ganze Ortschaften oder manche feste Burg zu bauen. Italienische Steinhauer haben dann seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein Übriges getan und fast alle größern Granite, die noch übrig geblieben waren, ebenfalls bei Seite gebracht. Eines mußte man ihnen lassen: sie verstunden die Steine kunstvoll zu spalten und mit großer Fertigkeit zu Trottoirsteinen, Sockeln, Brunnentrögen u. a. zu verarbeiten. Solche „Kunsterzeugnisse" wurden von hier aus bis Zürich, ja bis nach Schaffhausen verschickt. Die ganze Helmhausbrücke in Zürich soll nach Alb. Heim aus erratischen Fündlingen des Aargaus erstellt worden sein. Auch der

[49] Mühlberg, F., Professor Dr., Über die erratischen Bildungen im Aargau. Festschrift zum 50jährigen Bestande der Aarg. Naturforsch. Gesellschaft, 1867.

Brunnen vor dem Gemeindeschulhaus in Baden sei samt Säule aus einem einzigen Findlingsblock (von Mellingen) gehauen worden.

Diese erratischen Blöcke eigneten sich wegen ihrer Härte und Dauerhaftigkeit ganz besonders gut als Baumaterial. – Vielerorts herrschte ein ausgesprochener Mangel an zweckmäßigen Baustoffen. So war die Gefahr naheliegend, daß diese interessanten Steine und Zeugen einer eigenartigen Vergangenheit selten würden, ja ganz verschwinden könnten. „Um wenigstens die interessantesten Blöcke vor dem Untergang durch Hammer und Pulver zu retten und die Spuren einer der merkwürdigsten Epochen in der natürlichen Geschichte der Erde nicht verloren gehen zu lassen, erließ daher," um mit Mühlberg zu reden, „die geologische Kommission der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft nach ihrer Versammlung in Rheinfelden im Jahr 1867 eine ‚Aufforderung zur Schonung der erratischen Blöcke' an alle Behörden und Privaten, welche imstande sein konnten, zur Erhaltung dieser Denkmäler des Urzustandes unseres Vaterlandes durch Wort oder Tat beizutragen." Dieser warme Aufruf hatte Erfolg! Es fanden sich in kurzer Zeit in unserm Kantone eine erkleckliche Zahl Männer zusammen, die bereit waren, mit allen Kräften an der Durchforschung der verschiedenen Landesteile nach Spuren der Eiszeit sich zu beteiligen. In Muri wurde sogar unter der wackern Führung von Dr. Simmler ein „Freiämter-Moränenclub" gegründet, der sich zur Hauptaufgabe machte, die eiszeitlichen „Überreste" der dortigen Gegend festzustellen. In Lenzburg erwarb sich namentlich Hr. Nationalrat Ringier Verdienste. Durch seine Bemühungen wurden sowohl der große als auch der kleine Römerstein „vom umliegenden Schutte befreit und auf seine Verwendung das Angebot eines Baumeisters von Zürich, welcher die beiden Blöcke um 1000 Franken ankaufen und verarbeiten lassen wollte, von der Gemeinde Lenzburg ausgeschlagen, indem sie das Interesse der Wissenschaft höher achtete, als den materiellen Gewinn, wodurch sie sich selbst ein ehrendes Zeugnis ausstellte und andern Gemeinden ein nachahmenswertes Beispiel gab." [50]

In launiger Weise berichtet darüber die 19. Nummer des „Aargauischen Wochenblattes" — die Zeitung wurde damals durch Diethelm Hegner in Lenzburg herausgegeben — unterm 11. Mai des Jahres 1867 folgendes:

---

[50] Nach Mitteilungen von Professor Mühlberg. Auf eine Aufforderung der Schweiz. Geolog. Kommission hin, hatte sich Natonalrat Ringier beim hiesigen Gemeinderat auch wärmstens für die Kartierung der noch erhaltenen Findlingsblöcke unseres Gebietes eingesetzt. Ein diesbezügliches Schreiben, datiert vom 20. Christmonat 1867, findet sich bei den Akten der hiesigen Forstverwaltung, welche dasselbe dem Verfasser in freundlicher Weise zur Verfügung stellte.

Ein Findling

Lenzburg, Samstag, 11. Mai 1867

Im sog. Lind bei Lenzburg, mitten im grünen Walde, befindet sich ein steinernes Denkmal längst vergangener Zeiten: ein großer, gut erhaltener, erratischer Block, von der Bevölkerung die „Fischbank" genannt. Leider wurde etwa ein Drittheil Anfangs der vierziger Jahre zu Baumaterial verwendet; allein der Rest hat noch immer einen solch' bedeutenden Umfang, daß die „Fischbank" eine der größten Vertreter ihrer Collegen und deßwegen für die Wissenschaft von hoher Bedeutung ist. Wegen der angenehmen Lage, die der Block hat, ist er für die Lenzburger auch sehr oft der Zielpunkt von Spaziergängen und auf seinem kalten Rücken wurde schon gar mancher Geburts- und Namenstag sehr gemütlich „verschwellt", mancher Maitrank gefeiert und manch' Lied vom „schönen Wald" gesungen. Was Wunder, wenn der Stein daher den Lenzburgern recht lieb geworden ist? – Allein nichts in der Welt bleibt sich gleich und die bösen Tage sollten auch unserer „Fischbank" nicht gespart werden. Trotz seiner imponierenden Gestalt und der majestätischen Ruhe, mit welcher der Verirrte von der Höhe seiner Jahrhunderte herab auf das Menschengeschlecht herniederschaut und ihm ehrfurchtvollen Respekt einflößt, – auch ihm wurde der Untergang geschworen und er sollte fallen als Opfer einer italienischen Verschwörung. Ein Steinhauer aus dem feurigen Süden hatte herausgefunden, daß der Alte im Walde zu verlassen sei und eine höhere Bestimmung habe; Neu-Athen, der Sitz der Kunst und Wissenschaft soll allein würdig sein, diesen interessanten Schatz zu beherbergen und zwar in veredelter Form als im Lind zu Lenzburg — nämlich als Strassenpflaster!

Tausend Silberlinge wurden geboten. Die Forstkommission stutzt und berechnet, wie viel Tannli wohl auf jenem Platze noch wachsen könnten. Der Gemeinderath wirft in seiner Mehrheit einen verständlichen Blick auf das Defizit im Budget, man accordiert — die Gemeinde soll entscheiden!

Und sie hat entschieden und zwar einstimmig dahin, daß man von dem Italiener und seinen Silberlingen nichts wissen, sondern das ehrwürdige Denkmal der Wissenschaft erhalten und in Zukunft noch besser pflegen und zugänglicher machen wolle!

Dieser schöne und ehrenhafte Beschluß fand überall Anerkennung, namentlich bei den Männern der Wissenschaft, und die schweiz. geologische Kommission fand sich daher veranlaßt, dem Gemeinderath von Lenzburg folgendes Schreiben zu schicken:

Neuenburg, den 1. Mai 1867

An den Gemeinderath der Stadt Lenzburg.

Herr Präsident, meine Herren!

Die schweiz. Gesellschaft der Naturwissenschaften hat seit Langem schon eingesehen, daß sie nicht nur die Aufgabe habe, den Kreis des menschlichen Wissens durch die speziellen Arbeiten ihrer Mitglieder zu erweitern, sondern, daß sie ebenso sehr diese Arbeiten und deren Ergebnisse dem gesammten Publikum soll zu Gute kommen lassen, indem sie unsere Bevölkerungen für die Naturstudien und für die zahlreichen Denkmäler einnimmt, die auf die Geschichte unseres Bodens Bezug haben. — Von diesem Gefühl durchdrungen, hat dann auch die Gesellschaft bei ihrer Versammlung in Neuenburg im verflossenen August, nach eingehender Diskussion über die Bedeutung der erratischen Blöcke ihre geologische Commission beauftragt, über die Erhaltung dieser Denkmäler eines andern Weltalters zu wachen*.

Die Commission hat nicht gesäumt bei verschiedenen kantonalen Gemeinden und städtischen Behörden der Eidgenossenschaft zu deren Gunsten Schritte zu thun.

Mehrere dieser Autoritäten haben auch ihren guten Willen bezeugt, und scheinen geneigt dem Beispiele zu folgen, welches die Stadt Neuenburg zuerst gegeben hatte. Unterdessen aber ist es die Gemeinde, die Sie verwalten, Herr Präsident, meine Herren, welcher die Ehre zukommt, den Wunsch der schweiz. Gesellschaft in ausgedehntester Weise ausgelegt zu haben, indem nicht nur die Unantastbarkeit der Fischbank, einer der schönsten Granitfindlinge der Schweiz beschlossen, sondern neben diesem sich Opfer auferlegt hat, um ihn zugänglicher und interessanter zu machen. Indem Sie auf diese Weise diesen Zeugen der letzten großen Störung unseres Bodens unter Ihren erleuchteten Schutz nahmen, haben Sie sich Rechte auf die Dankbarkeit nicht nur der geologischen Commission, sondern zugleich auf die achtungsvolle Würdigung der zukünftigen Naturforscher erworben, welche mit Freuden dem Geiste des Fortschritts der Gemeinde von Lenzburg ihre Anerkennung darbringen werden. Möchte das edle Beispiel von andern Städten und Gemeinden der Eidgenossenschaft nachgeahmt werden! Genehmigen Sie usw.

Namens der eidg. geologischen Commission

Der Präsident: Bernh. Studer.

Für den Sekretär: E. Desor.

---

* Dieser Satz lautet in der ursprünglichen Übersetzung etwas anders.

Dieses Schreiben war begleitet von dem klassischen Werke von Charpentier über die Gletscher und die erratischen Blöcke, in elegantestem Einband mit der goldenen Aufschrift[51]:

A L'HONORABLE
VILLE DE LENZBOURG

HOMMAGE
de la Commission géologique
FÉDÉRALE

1867

Wir denken, Lenzburg werde es nicht bereuen, seinen schönsten Schmuck den es hat: Sinn und Pflege von Kunst und Wissenschaft, auch diesmal wieder hochgehalten zu haben.

Die Frage, ob der große Findling verkauft oder der Stadt und Wissenschaft erhalten bleiben solle, beschäftigte zu Anfang des Jahres 1867 sowohl die damaligen Stadtväter als auch die Ortsbürgergemeinde, lebhaft. In der Gemeinderats-Sitzung vom 18. Januar dieses entscheidenden Jahres lag ein Antrag der Forstkommission für den Verkauf vor. Ein gewisser Herr Como in Fislisbach hatte sich für die käufliche Erwerbung des im Lindwalde befindlichen großen Granitblockes gemeldet und den von der Kommission festgesetzten Preis von Fr. 1000.— acceptiert. Gleichzeitig konnte aber Herr R. Ringier als Gemeinderatsmitglied die Mitteilung machen, daß Prof. Peter Merian, Geologe in Basel, sich im Interesse der Wissenschaft um die Erhaltung des Steines bei ihm verwendet habe und bereit sei, der Gemeinde Fr. 200.— anzubieten, wenn der Stein dann für immer gesichert bleibe. Trotzdem beschloß aber die Behörde mehrheitlich, „da der Stein an und für sich der Gemeinde und namentlich der Waldung eher nachteilig als nützlich sei, und die Fr. 1000.— gut verwendet werden können, der Gemeinde die Genehmigung des Verkaufs zu beantragen".

Die Ortsbürgergemeinde vom 25. Februar 1867 stimmte aber glücklicherweise einem Verkaufe nicht zu. Es muß als ein besonderes Verdienst von Herrn alt Nationalrat Ringier angesehen werden, daß

[51] Dieses für die Glazialgeologie grundlegende und mustergültige Werk von Charpentier findet sich als Buch Nr. 509 unter den Beständen der hiesigen Stadtbibliothek! Es ist in dunkelgrünem Saffianleder gebunden, mit Goldschnitt versehen und zeigt die im Geschmacke der Zeit mit reicher Zierat versehene, in goldenen Lettern gedruckte schwungvolle Widmung.

Dem Buch ist der oben angeführte, in französischer Sprache geschriebene Brief der Schweiz. Geolog. Kommission, unterschrieben von den beiden berühmten Geologen Studer und Desor im Original beigeheftet.

er angelegentlich gegen den Vorschlag der Forstkommission und des Gemeinderates votierte und den Block im Interesse der Wissenschaft und als Denkmal einer geologischen Erdrevolution zur Ehre hiesiger Gemeinde zu erhalten wünschte[52]. In ähnlichem Sinne äusserten sich die Herren Adolf Müller, Barbier, Dr. Häusler, Amtsstatthalter, J. Merz, Lehrer und Ernst Meier, Kaufmann. Auch Herr Bezirksrichter Häusler sprach sich gegen einen Verkauf aus. Er berechnete zudem den Wert des Blockes auf Fr. 4000.—. Herr Dr. Häusler wünschte, daß der Platz um den Block angemessen hergestellt würde. Die Gemeinde beschloß hierauf den Verkauf abzulehnen.

Unterm 8. Mai 1867 durfte dann Herr Nationalrat Ringier seinen Mitbürgern das schmucke und mit ehrenvoller Dedikation versehene Geschenk der Geologischen Kommission der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Neuenburg, vorlegen. Herr Ringier offerierte in großherzigster Weise der Gemeinde seinerseits noch ein Geschenk von Fr. 100.— zu den bereits gestifteten Fr. 200.— von Prof. Merian hinzu „behufs angemessener Herstellung des Platzes um den gedachten Felsblock und eines ähnlichen im Bollwald". (Kleiner Römerstein!)

Die Gemeinde vom 30. Herbstmonat des nämlichen Jahres gab ohne weiteres ihre Zustimmung „die Ausstattung der großen Felsblöcke im Boll und Lindwald zu bewerkstelligen" und bewilligte ihrerseits sofort einen Zuschuß von Fr. 200.—. So blieb der große Stein, wie wir hoffen wollen, für alle Zeiten vor dem sichern Untergang bewahrt.

Dieser große Römerstein lag früher nicht so allseits zugänglich und offen da, wie ihn jetzt der Waldbesucher vorfindet. Nachdem die Ortsbürgergemeinde des Jahres 1867 die Zukunft des Steines gesichert, ging man daran, ihn durch völlige Freilegung würdiger und eindrucksvoller wirken zu lassen. Der Stein soll damals inmitten eines sumpfigen Geländes gelegen und nur schwer zugänglich gewesen sein. Das ist wohl begreiflich, wenn wir uns erinnern, daß

[52] Herr Emil Braun schildert in lebendigster Weise in der schönen und aufschlußreichen „Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens, 1832—1932, des Orchesters des Musikvereins Lenzburg", die vielseitige Veranlagung und Wirksamkeit des um das politische, literarische, künstlerische und gesellschaftliche Leben unserer Stadt so hochverdienten Johann Rudolf Ringier. Daß dieser ausgezeichnete Mann aufs Entschiedenste und Nachhaltigste für die Erhaltung des Römersteins, besser gesagt: der Römersteine eintrat, wird uns wohl verständlich, wenn wir vernehmen, daß er ebenso eifrig, wie in seinem sonstigen vielseitigen Wirken auf fast allen Gebieten, auch die Naturwissenschaften pflegte und studierte, wobei er namentlich die Geologie und Astronomie bevorzugte und darin Kenntnisse erwarb, welche „die sonst einem Laien gezogenen Grenzen weit überschritten" (pag. 23).

der Felsblock zu Anfang der vierziger Jahre um einen Drittel verkleinert wurde. Man hat dazumal, wohl um die Sprengungsarbeiten und den Abtransport zu ermöglichen, Erde ausgehoben. Der Lehm des Grundes mag dann später, weil wasserundurchlässig, die Veranlassung zur Versumpfung gegeben haben. Herr Ringier, der sich bei den Entwässerungsarbeiten beteiligte, soll dabei zufolge einer starken Erkältung das Gehör verloren haben, worauf er an einem Tage seine sämtlichen vierundzwanzig Ehrenämter niederlegte[53].

Bei dieser Trockenlegung und „angemessenen Herstellung des Platzes" wurde eine große, wenig tiefe Mulde ausgehoben und der Wald, der mit Hagebuchen und Eichen den steinigen Gesellen beschattete, gelichtet und zum Teil durch Jungwuchs, vor allem Tannen, ersetzt.

Man erstellte auch wohl schon um diese Zei in der Nähe eine einfache, allseits offene Hütte, eine Art Holzlaube, als Unterschlupf bei drohenden Gewittern oder sommerlicher Hitze. Die bescheidene, doch ihrem Zweck vollkommen erfüllende Waldlaube wurde aus Rundholz errichtet und mit Brettern zugedeckt. In der Mitte stand ein Tisch, um welchen herum Bänke liefen.

Auch beim kleinen Römerstein baute man gleichzeitig eine ähnliche Unterkunft. Ende der achtziger Jahre brach sie aber infolge Fäulnis der Träger zusammen. Das Holz, das inzwischen auch sonstwie morsch geworden, wurde um weniges Geld an Bannwart J. Kieser verkauft.

Um diese Zeit wurde der Wald in der Nähe der beiden Steine kahl geschlagen. Der Besuch litt darunter empfindlich. Während beide Felsblöcke in frühern Jahren sehr häufig das Ziel von sonntäglichen Ausflügen und Waldgängern waren, hörte das mit dem Kahlschlag fast ganz auf, sodaß heutzutage, der kleine Römerstein wenigstens, bei einem großen Teil der Bevölkerung recht eigentlich in Vergessenheit geraten ist.

Die jetzt noch stehende Holzhütte beim großen Stein kann auf einen 37jährigen Bestand zurückblicken. Sie wurde am 27. Aug. 1926 renoviert und nach Forstprotokoll aus dieser Zeit „vor bald 30 Jahren" erstellt. Man hat sie im Laufe der Jahre, da es zweckmässig schien, mit einer kleinen Werkgeschirrkammer ausgestattet.

Nicht allein dem großen Römerstein sollte es einst ans Leben gehen, auch der kleine war vom Untergang bedroht. Herr Oberst von Greyerz[54], als damaliger Forstverwalter, war aber aus naturschützerischen Gründen mit einem Verkaufe keineswegs einverstan-

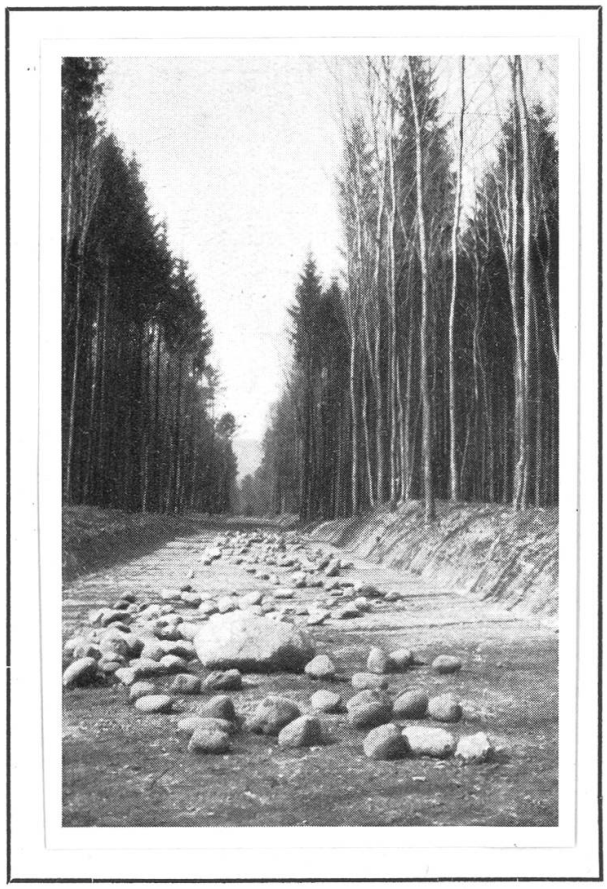
---

[53] Siehe Braun, E., Festschrift, herausgegeben vom Musikverein Lenzburg, pag. 27.

[54] Im hiesigen Forstamte tätig vom 1. August 1847 bis 1. Juli 1897.

den. Im Auftrage des Gemeinderates hatte er den Käufer an Ort und Stelle zu begleiten. Durch ein schlaues aber unfehlbares Mittel rettete er den Stein. Er forderte von dem Manne, welcher den Felsblock zu kaufen wünschte, eine Summe, daß demselben wohl die Haare zu Berge gestanden sind. So blieb der Verkauf unterwegen und die malerische, reizvolle Blockgruppe allen Natur- und Heimatfreunden erhalten.

Der ganze Lindwald, ja unsere gesamte engere Heimat ist, wie schon bemerkt, vor allem in südlicher Richtung außerordentlich reich an Findlingsgesteinen. Viele dieser gewöhnlich kleinen Findlinge sind, wie wir auch schon hörten, seit alter Zeit für alle möglichen Zwecke gebraucht worden. Besonders geschätzt waren natürlich die granitenen, welche durch geschickte Steinhauer gesprengt und verarbeitet wurden. Kleinere Absprenglinge benützte man gerne als Marchsteine.



Phot. M. Hefti-Gysi 17. IV. 1933

Der neue Waldweg Gexi-Lind, welcher am großen Römerstein vorbei führt.

Die in der Wegrichtung zusammengetragenen Steine sind sprechende Zeugen für den Reichtum unseres Bodens an erratischem Gestein. Die zerfallenden Trümmer desselben bedingen weitgehend die Fruchtbarkeit der Böden unserer Gegend.

Wie reich heute noch der Boden des Lindwaldes an erratischem Gestein ist, konnte der Waldgänger dieses Frühjahr leicht und überzeugend wahrnehmen, wenn er den neuen Fahrweg, der vom Gexi mitten durchs Lind in nördlicher Richtung hinleitet, überquerte. Zur Herstellung des Steinbettes benützte man natürlich in erster Linie das Baumaterial, das bequem zur Hand lag. Das waren kleinere und größere „Rollsteine", welche beim Ausheben der Erde in großer Zahl zum Vorschein kamen. Das von der Sage umgedeutete Phaenomen drängte sich dem Betrachter geradezu

auf. Es war ohne Absicht eine recht eindrucksvolle Demonstration der Sage vom Steinregen zur Anschauung gebracht.

In den vierziger Jahren, als ein gutes Drittel vom großen Römerstein abgesprengt wurde, benützte man das so gewonnene Gesteinsmaterial, um daraus Trottoirsteine und „Coulissen" herzustellen. Letztere waren 2–2½ m lange, 60 cm breite und ebensotiefe Tröge. Eine lange, zweimal gebrochene Zeile solcher granitnen „Kennel" leitete das alte Stadtbächlein vom Metzgplatze aus, unter dem Hause von Frau Baumann-Amsler hindurch zum Amtshause und von dort durch die ganze Rathausgasse hinunter bis zum Geschäft des Herrn Roeschli-Wyß. Heute wird diese Leitung nicht mehr benützt und ist leer. Die obersten Trottoirsteine der Rathausgasse sind die Deckel der darunter liegenden, nunmehr außer Gebrauch befindlichen endseitig offenen Steinwannen[54].

Es darf wohl in diesem Zusammenhange auch die Bemerkung eingeflochten werden, daß alle Trottoirsteine in der Rathausgasse, von denen ein großer Teil natürlich im Verlaufe der Jahrzehnte durch neue ersetzt werden mußte, von Findlingen aus dem Lind herstammen. Doch nicht nur diese, auch alle, welche von der „Krone" weg bis zum Zugang der Schützenmatte das Trottoir gegen die Straße abgrenzen oder jene, die durch die Kirchgasse am alten Schulhaus vorbei bis zur Bäckerei Haller ziehen, sind erratischer Herkunft[55]. Sie wurden im Lind von Vater Bettler, später von seinem Sohn mit Eisenkeilen gesprengt, am Platze bearbeitet und nachher durch Fuhrhalter Baumann abtransportiert. Aber nicht alle Findlingssteine eignen sich für die Bearbeitung. Es kommt hin und wieder vor, daß der eine oder andere Stein bei der Zurichtung aufgegeben werden muß, weil es sich herausstellt, daß er mürbe oder „faul" ist.

Im Winter 1921/22 wurden im untern Lind Grabarbeiten begonnen, um einen mächtigen Granitfindling bloßzulegen. Sein Rücken ragte kaum 80 cm über den Boden empor, aber es muß dennoch ein sehr ansehnlicher Kerl gewesen sein, vermochte doch der Steinhauer nicht weniger als 800 Laufmeter Trottoirsteine daraus zu schlagen. Die Grube, aus welcher er ausgehoben, besteht zum Teil heute noch!

Die Rauminhalte der beiden Römersteine wurden s. Z. um 5000 und 3000 Kubikfuß veranschlagt. Das gibt für den großen Römer-

---

[54] Es sollen s. Z. bei der Einrichtung der Kanalisation zwei granitene, halbrund ausgehauene Stadtbach-Kennel, ebenfalls aus Römersteinmaterial bestehend, bei den Grabarbeiten zwischen Burghalde und Bäckerei Weber, bei Seite gebracht worden sein. (Nach freundlicher Mitteilung von Herrn J. Kieser, Bannwart).

[55] Vom Restaurant Haller bis in die Vorstadt hinaus sind es gekaufte Granite. Sie stammen wie jene des Lindwaldes vom Gotthard.

stein oder die „Fischbank“ nach heutigen Massen ein Volumen von 135 m^3, für den kleinen ein solches von 54 m^3. Aus naheliegenden Gründen können diese Masse natürlich nur als Näherungswerte betrachtet werden. Die Angabe für den großen Stein dürfte nach eigenen Ausmessungen eher etwas zu hoch als zu niedrig ausgefallen sein[56]. Es ist kaum anzunehmen, daß der große Römerstein noch tief in den Grund hinab greife. Jedenfalls hat man in den sechziger Jahren, als es sich um die Instandstellung des Platzes handelte, so tief hinunter gegraben, bis man die Überzeugung hatte, der Stein sei zur Hauptsache bloß gelegt. Eigene Grabungsversuche und Bemerkungen von Herrn Bannwart J. Kieser scheinen diese Annahme zu bestätigen. Nach letzterem konnte man s. Zt. auf der Südseite, welche die durch Sprengung entstandene Stirnfläche darstellt, und mit der Aufschrift „Aevi glacialis testis“ bemalt ist, mit einem Sparren unter dem Stein weit nach hinten greifen, auch sollen nach unserm Gewährsmann vor 20 oder 30 Jahren Jungfüchse unter dem Block ihren Bau eingerichtet haben.

Weit schwieriger ist es, die wirkliche Grösse des sog. kleinen Römersteines festzustellen, da vielleicht der größere Teil noch in Erde und Schutt ruht.

Die idyllischen Waldplätze um die beiden Steine haben nicht nur je und je Sonntagsausflügler und wochentägliche Spaziergänger herbeigelockt, in frühern Zeiten häufiger denn jetzt, sondern auch sonst manche vergnügte oder trauliche Stunde, sei es für die Feier eines Namens- oder Geburtstages, oder für die Fröhlichkeit eines lustigen Volksfestes, sei es zur Pflege und Weihe des Gesanges oder für den Ernst und die Feierlichkeit eines Waldgottesdienstes gespendet. Der sinnige und schöne Brauch, bei dem Waldesalten, im Tannendunkel und Buchengrün Waldgottesdienste zu feiern, ist leider in den letzten Jahren etwas außer Brauch gekommen. Es wurde gewöhnlich am Sonntag vor dem 1. August, jedenfalls in ziemlich regelmäßigen Intervallen an dieser stillen Stätte der Andacht, Gottesdienst gefeiert. Meistens wirkten dabei auch die Stadtmusik, der Männer- und Frauenchor mit und gaben durch ihre Vorträge der Feier besondern Klang und Stimmung.

Auf dem Steine war jeweilen eine kleine Kanzel errichtet. Tannenzweige schmückten die schlichte Aufrüstung. Die Zuhörer lagerten

---

[56] Der Stein hat auf der Südseite eine maximale Höhe von 3,80 m und eine minimale von 2,80 m, bei einer Länge von 6,75 m. (Nach Osten abfallend). Für die Nordseite gelten folgende Maße: 4 m maximal, 2,70 m minimal und eine Länge von 8,30 m bis 8,90 m. Die Ausdehnung in Nord-Südrichtung (Gexi-Wildegg) beträgt 5,95 m westlich und unten, oben 4,80, östlich ebenfalls 4,50 m (oben wie unten).

und gruppierten sich um den Block herum. Städtische Arbeiter sorgten gewöhnlich für Sitzgelegenheit, die von annähernd 300 Personen benützt werden konnte. Der weitaus größere Teil der sonntäglichen Waldgänger bildete aber außen herum einen großen Ring. Die gottesdienstliche Feier in dieser grünen, ruhevollen Waldkirche, da die Bäume und Zweige rauschen, da Einkehr und Zwiesprache mit der Schöpferkraft sich fromm erschließt, und ein Ahnen des wunderbaren Waltens und Wirkens, welches den Kreislauf des Seins ermöglicht und erhält, uns ergreift, hat ihren besondern und tiefen Sinn, da es „Heimat" ist — und „ewiger Wald" — die vor uns stehen und uns treu umfangen. Das müssen unsere Urväter auch gewußt haben, darum haben sie im Schatten der Waldbäume ihre Thinge gehalten, beratschlagt und auch Recht gesprochen und Gott nach ihrer Weise verehrt.

Jahrhunderte und Jahrtausende sind darüber gegangen, neue Geschlechter sind gekommen und verschwunden und haben alte Wahrheiten und Weisheiten auf ihre Art immer wieder neu erlebt. Über allem Menschentum und Handeln steht immer noch groß und voll Gelassenheit: Natur. In ihrem Bereiche wird alles Vergängliche zum Gleichnis, da selbst Steine zu reden beginnen — denn auch Steine haben ihr Schicksal!

Wenn wir auf diesen Blättern versuchten, die Geschichte eines solchen Steines zu schildern, der durch seine Vergangenheit, durch seine Größe und besondere Lage unser Interesse beanspruchen darf, so sind wir uns mancherlei Unzulänglichkeiten wohl bewußt. Aber es wäre genügend erreicht, wenn diese Zeilen doch wenigstens das Ahnen offen gelassen hätten, wie erschreckend groß und wunderbar der Gang der Natur in ihren Schöpfungen und in ihrem Wirken ist.

Nun ruht der große, weither gereiste Block in friedlicher Waldesruh! Von den Bäumen, welche das beschauliche Waldbild treu umschirmen, rinnt leise Sonnengold hernieder und zaubert helle Flecken in den zerschlissenen, grünen Mantel, den sich der Fremdling im Kommen und Gehen der Zeiten umgeworfen. Der Wandel der Dinge nagt aber auch an unserm granit'nen Recken, Wind und Wetter, Pflanzenwuchs und Kleintierleben rütteln und fressen an dem stahlharten Gesellen, Splitter und Staub fallen zu Boden oder werden durch wandernde Lüfte entführt. Es ist nur ein unendlich langsames und unmerklich stilles Ändern, das um den seltsamen Fündling spielt, aus fernster Vergangenheit aber in eine ebenso ferne Zukunft weist und Bilder einer eigenartigen, wechselreichen Geschichte enthüllt.

Für uns bleibt der fremde Stein ein lieber, schätzenswerter Bursche, spendet er doch dem Waldplatze, auf welchem er von seiner großen, merkwürdigen Reise ausruht, eigenen Reiz und gibt ihm seine besondere Anziehungskraft. Für jeden Freund der Natur ist er ein bedeutsames Naturdenkmal, das wir ebenso unberührt und unversehrt lassen wollen, wie es die beiden Generationen vor uns getan haben. Er ist und soll es bleiben:

Ein Zeuge der Eiszeit

und der trutzige, doch harmlose Stein, der aus Waldesgrün und Frieden nach den fernen, silbergleißenden Bergen weist, von denen unsere Freiheit kam.

Verzeichnis der wichtigsten Literatur, welche benützt wurde.

1. Heer, Oswald, Prof. Dr.: Die Urwelt der Schweiz. II. Aufl. 1879. Verlag von Friedrich Schultheß, Zürich. In mancher Hinsicht veraltet, aber ein Buch von klassischer Größe. Heute noch sehr lesenswert! (Findet sich in unserer Stadtbibliothek, Nr. 1234, I. Aufl.).
2. Mühlberg, F., Prof. Dr.: Über die erratischen Bildungen im Aargau. Festschrift der aargauischen naturforschenden Gesellschaft zur Feier ihrer fünfhundertsten Sitzung am 13. Juni 1869. Dazu: Zweiter Bericht aus dem Jahre 1878. (Erstere in der Stadtbibliothek unter Nr. 1869). Grundlegend und meisterhaft.
3. Heim, A., Prof. Dr.: Geologie der Schweiz, Band I., Molasseland und Juragebirge. Verlegt bei Herm. Tauchnitz, Leipzig, 1919. Großartiges, modernes Standardwerk.
4. Hug, J. Dr.: Die Schweiz im Eiszeitalter. Rascher & Cie., Verlag, Zürich, 1919. Kleine, aber trefflich zusammengefaßte Schrift. (Stadtbibliothek Nr. 6516c).
5. Früh, J. Prof. Dr.: Geographie der Schweiz. Erster Band. Natur des Landes. Verlag Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen, 1930. Bedeutendes, wissenschaftliches Werk.
6. Graf, E. Dr.: Die Eiszeit im Seetal. Ein Beitrag zur geologischen Heimatkunde des schweizerischen Mittellandes. Seengen, Buchdruckerei Melliger, 1904. Ansprechende Darstellung, leider aber etwas unzuverlässig.
7. Passarge, S., Prof. Dr.: Die Grundlagen der Landschaftskunde. 4 Bände. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1920. Wissenschaftlich, modern.

Außer den im Text angeführten oder in den Fußnoten vermerkten Büchern und Schriften wurden noch eine Anzahl anderer zu Rate gezogen, deren Aufführung aber übergangen werden darf.

Durch mündliche Mitteilungen haben den Verfasser zu Dank verpflichtet die Herren: E. Braun, Cellist, Lenzburg-Basel, Forstverwalter W. Deck, Pfarrer H. Hänny, Werkmeister H. Hintermann, Bannwart J. Kieser und Bauverwalter A. Vonaesch.